

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Reichstanzreform	421
Schöppenstedt. Ein Brief von Matthias Erbsberger	429
Musik im Volkshaushalt. Von Hans Semmer	431
Der Verein gegen Fälsch. Von Theodor Lessing	437
Wfanin. Von Artysakow	443
Anzeigen. Von Cassirer, Wagner, Hoff, Goldbeck	450
Münchener Geschäfte. Von Labou	451

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemäßem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG

Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *
 Bürgerliche Preise * *

Weisser Hirsch

Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Gänzlich renoviert

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Fabrik Z. umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre, automatische, Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

„MORGEN“

WOCHENSCHRIFT FÜR
 DEUTSCHE KULTUR

Hrsg. v. RICHARD STRAUSS/
 GEORG BRANDES/RICH.
 MÜLLER unter Mitwirkung von
 HUGO v. HOFMANNSTHAL

VERLAG: BERLIN W 9.
 Potsdamerstrasse 4

Heft 50 Pf. Quartal 6 M.

Inhalt von Heft No. 38 (v. 18./9. 08.)

Karl Schnitzler: Politik.

M. Erzberger: Beiträge zur Geschichte
 des 13. Dezember 1908.

Hermann Bahr: Die Stimme des Bluts.

René Schichelé: Der Fremde.

Adolf Hess: Briefe Tolstois.

Bruno Buchwald: Börse.

PROBENUMMER KOSTENLOS.



Berlin, den 19. September 1908.

Reichsfinanzreform.

Herr Sydow ist ein Mann, der in die parlamentarische Welt paßt. Kein Fachmensch: in alle Sättel gerecht. Unterstaatssekretär im Reichspostamt; dann für den Sorgenstuhl des preussischen Kultusministers vorgemerkt (auf den der Undenkbare gesetzt wurde, weil ein neuer Verkehrsminister die Strecke frei haben wollte); jetzt Reichsschatzsekretär. Der Kaiser hat ihn merkwürdig früh und merkwürdig laut gelobt; weil der Kanzler im Ton hoher Anerkennung von dem Vertreter fürs Finanzielle geredet hatte. Fürst Bülow ist Wirtschaftsaufgaben fremd (steht ihnen, wie Podbielski zu sagen pflegte, „als ein Kovum gegenüber“); witterte aber schnell, daß der neue Mann die schwierige Sache besser deichseln werde, als die Vorgänger vermocht hatten. Das spürt Giner, dem so viele Sorten und Konforten untergeben waren. Freiherr von Thielmann: ein moderner, gebildeter Herr (von dem schon Bucher durch die Schnüffelnahe geflüstert hatte: „Der wird mal ein Finanzminister!“); zu ernsthaft vielleicht für unser heiteres Regime; zu rasch vererbt von dem Tanzen, Zieldeln, Kegelschieben im Wallotbräu. Aus ihm und mit ihm war Etwas zu machen; nur als Zinder des häßlichen Wortungethümes „Unstimmigkeit“ wird er aber noch erwähnt. Freiherr von Stengel: wurde dem süddeutschen Centrum in Gnaden bewilligt; ein braver, doch, als er ins Amt kam, schon völlig verbrauchter Greis, der in Reden von schreckender Länge bewies, daß Regen die Straße nässe, und nun vor Interviewern stöhnt, er sei eigentlich ein Haupt- und Staatskerl gewesen. Vornehmer Patriot: so nennt man seit Chlodwigs Spalierzeit die als Nietten erwiesenen Würdenträger. Wer konnte nun kommen? Herr Wiegand, Seiner Majestät ewiger Kandidat, wollte, trotz der Schiffahrtskrisis, nicht so dicht an den Kaiserhof. Herr Waldemar Müller, Geheimrat Finanzrath und doch geistlich und flink zum Affozieren, fand die Ar-

beit für die Dresdener Bank interessanter und wollte die Hoffnung, einst, mit oder ohne Gutmann junior, neben der Katholischen Kirche zu thronen, nicht der Sorge fürs noch immer Römische Reich Deutscher Nation opfern. Ein Bankmann, meinte der flügste Meister der Kunst, taugt überhaupt nicht für Euren Kram; verstaubt, auch wenn er was im Hirn hat, zwischen den Akten wie gefüllte Chokolade im Schaufenster herbstlicher Badeorte. Ueber Herrn Dernburg (der, seit die Pose der Unmanierlichkeit nicht mehr Genieruhm sichert, den würdigen alten Beamten mimt) ist man oben so ziemlich einig; möchte ihn nicht, wie die Darmstädter erlebten, auf ein neues Feld rufen, ehe auf dem alten seine Saat aufgegangen ist, noch dem Reich schon jetzt die Firnißglorie von Differdingen und Heldburg bereiten. Blieb Herr Zwele, der Unterstaatssekretär. Sehr tüchtig; doch im Verdacht, Centrumleuten das Vorstuhlgeschäft Ernis, des Unvergeßlichen, ausgeplaudert und auch sonst mit den Schwarzen fraternisirt zu haben (freilich in der praebloßischen, nun schon fern scheinenden Zeit, da Herr Spahn noch unsere schöne Welt regirte, Herr Dernburg das Anticentrumplänchen seines Vorgängers noch nicht, nach alter Gewohnheit, mit anderen Papieren „zusammengelegt“ hatte und der Kanzler Herrn Roeren für schätzenswerthe Kolonialanregungen innig danken ließ). Seht mußte ohne das Centrum Geld geschafft werden; vielleicht gegen den Widerstand der früheren Freunde. Da brauchte man Einen, der nie im Techtelmechtel war. Zwele ade (bald wohl auch: a. D.). Herr Sydow stand auf der Liste der Ministrablen; in des Kanzlers Notizbuch, auf das die Abgeordneten, wie Kinder vor der Weihnacht auf heimgebrachte Packete, in hoffender, zitternder Andacht schielen. Sydow herbei! (Gounod's Faust; erster Akt.) Die Vorträge drücken sich hübsch ins Gehör. Ein lange direkt Untergebener, der sich „empfangen“ läßt, nicht das (aus der Mode gekommene) Verhältniß der Kollegialität heicht und, als aus anderem Ressort Beförderter, nicht, mit höflich die Ueberlegenheit verlarvendem Lächeln, von seiner Erfahrung und Sachkenntniß sprechen kann. Einer, der weiß, worauf es ankommt. Daß man für den (aus Miquel's Waffe übernommenen) pomphaften Ramen „Reichsfinanzreform“ schließlich auch Etwas braucht, das wie ein Inhalt aussieht und die Gemüther festtäglich stimmt, daß sie die Last neuer Steuern leichter tragen. Der im Reichstagsaal jeden Winkel kennt, die Bedürfnisse und Wünsche jeder Fraktion, und, weil er sich die *minores gentes* nicht so weit vom Hals hielt wie ein richtig gehender Staatssekretär, die scheue Ehrfurcht vor dem Diätarientroß längst erlernt hat. Schöpfergedanken? Noch nicht sichtbar; auch nicht nöthig; könnten zum *onus* werden. Aber Mitglied eines Alpenvereins (Das ist ein besonderer Typus); wenn das Gerücht nicht trügt, sogar Vorsitzender. Seht Ihr ihn, hört ihn nun? Der

bringt Alles in Ordnung; hat stets „große Gesichtspunkte“ und bleibt dennoch gemüthlich. „Unser Sport drängt sich nicht hervor, ist aber wahrlich kein unwesentlicher Theil vaterländischer Arbeit.“ (Ungefähr so; jedenfalls: „wahrlich.“) Immer fidel und auf allgemeine Heiterkeit bedacht; sagt, wenn die Geister mal zu hart auf einander prallen: „Herrschaften“ (oder gar: „Kinnings“), „seid friedlich!“ Und hat drum auch bei den vorstigsten Vereinsanarchisten einen dicken Stein im Brett. Als Postmann mußte er die (gegen Pöbdielstis Versprechen beschlossene) Erhöhung des Ortspostos verteidigen. Schwierige Angelegenheit. Die Abschaffung der blauen Karte und des Fünfpennigbriefes ärgerte Seden; und mancher Vereinsgenosse hatte wohl gespottet: „Ihr seid schöne Kerls! Erst, als Ihr die Privatpost verbietet, heißt, die Erhöhung des Nahverkehrsportos sei ausgeschlossen, und nun erhöht Ihr's doch.“ Ausgeschlossen, spricht der Unterstaatssekretär (auch im Reichstag), sollte nur die Erhöhung ohne Zustimmung des Hohen Hauses sein. Das versteht sich doch immer von selbst, denken die zum Bundesrath Bevollmächtigten und die in der Runde assistirenden Geheimen Räthe. „Ohne Zustimmung des Reichstages ist nichts zu machen. Läßt er sich bieten? Donnerwetter: der Mann kennt seine Leute!“ Kennt sie wirklich. Hat sie vorher durch einen Biß zu Wilde gestimmt. „Die Post ist noch immer die Henne, die uns goldene Eier legt, und ich glaube, daß uns durch rationelle Fütterung gelingen wird, diese Eier noch zu vergrößern.“ Heiterkeit auf allen Seiten des Hauses. Dann ein unverbindlicher Ausdruck der Hoffnung auf spätere Portoverringerung. Alles in Ordnung. So geht's. Boetticher redivivus?

Vielleicht mehr als der allbeliebte Banalredner; vielleicht weniger. Unhandliche Gedankenbarren in gangbare Münze ausprägen: dazu braucht man heute Keinen. (Nicht an den für solche Prägerarbeit tauglichen Männern fehlt's; an dem Anderen.) Gesucht war Einer, der Geld schafft, die Oldenburg und Wachsen, Heyl und Raumann noch einmal unter einen Hut bringt, für fünf Jahre die Reichsbilanz halbwegs erträglich macht und das Ding so dreht, daß es im (unwahrscheinlichen) Nothfall als Wahlparole zu benutzen ist. Denn der Kanzler hat auf halber und ganzer Höhe, in der Heimath und draußen so viele Feinde, daß selbst eine sonst hinnehmbare Niederlage seine strategische Stellung arg schwächen, den Glanz seiner annähernd vicelöniglichen Existenz bleichen müßte. *Vae victis?* Das gilt nur von Denen, die ihr Schicksal an Praestigia geknüpft haben. Weh Dem, der siegen muß, um auf seinem Platz weiterleben zu können! Noch ist, in unserem Fall, der Sieg beinahe gewiß. Sydom ist Favorit und geht glatt durch's Ziel; mögen anfangs auch die Hindernisse unüberwindlich scheinen: gerade so hat er's und hat es der Kanzler gewünscht. Wenn eine Vereins-

Kasse leer ist und der Schatzmeister die Hände ringt, rückt ein kluger Präsident die Sache zunächst unter den „großen Gesichtspunkt“ (hohe kennt er nicht; nur große). „Kurzichtiges Uebelwollen hat von Geldnoth gesprochen. Nicht hier im Saal natürlich, wo solches Mißgefühl keine Stätte findet. Handelt sich denn um Geld? Nein, meine Herren; Ordnung brauchen wir und stetige Mehrung unserer Machtmittel, die wahrlich nur bestimmt sind, die Entwicklung des gemeinen Wesens zu fördern.“ Vorher hat er die Wunschzettel aus den letzten Jahren durchgelesen und den Hauptpostulaten Erfüllung verheißen. Ob die zu sichern ist? Ihn plagt kein Zweifel. „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. So kanns nicht weiter gehen. Wir müssen uns an die besten Ueberlieferungen aus großer Zeit halten und den Blick wieder aufs Ganze richten.“ So wirds gemacht. Ueber abgeweidete Gemeinplätze galopirt der Liebling des Volkes ans Ziel.

Last Ihr in der Norddeutschen die Reformanzeige? Jamos. Halb Evangelium, halb Gründerprospekt. Neue Steuern? Nebensache. „Umfassende Reorganisation der gesammten Finanzgebarung“: da habt Ihr's; habt den gesuchten „großen Gesichtspunkt“. Himmlisch groß. Der selbe Mann, der vor ein paar Monaten, weil er auch auf den von Dezerementen gelieferten Krüden noch nicht durch sein Ressort humpeln könne, vom Reichstag Urlaub erbat, reorganisiert heute schon die gesammte Finanzgebarung. Einstweilen auf geduldigem Papier; aber gründlich. Hört! Wenn die Ausgaben („systematisch“) auf das unbedingt Nothwendige beschränkt und die Einnahmen („planmäßig“) erhöht werden, kommt Alles in Ordnung. Und wenns regnet, wird es naß. Reorganisation, meine Herren! Wir müssen, erstens, die Reichsschulden („stetig“) tilgen. Das wird auf eine Umbuchung hinauslaufen. Kind, spricht der Gebieter zur Ehegefährtin, „was Du im vorigen Quartal mehr verbraucht hast, werde ich in Raten vom Wirthschaftsgeld abziehen“. Er thut's; und sie läßt die Schlächterrechnung unbezahlt. Wir müssen, zweitens, „auf die bewährten Grundsätze altpreussischer Sparsamkeit zurückgehen“. Diese Rückkehr wird seit zwanzig Jahren stetig empfohlen, planmäßig versprochen, systematisch vorbereitet. Warte nur: balde erlöst der Prospektmessias uns von dem Uebel schmählicher Verschwendung. Denn verschwendet haben wir, wie Hans Ländlerlich. Da steht's: zu theuer gebaut, zu viele Beamte gehalten, die Sorgfalt des ordentlichen Kaufmannes versäumt, das „bureaufratische Schwergewicht“ (reitende Artilleriekaserne; lichtvoller Historiograph) mitgeschleppt und zwischen Wünschenswerthem und Nothwendigem nicht streng genug unterschieden. Da steht's; in einer offiziellen Botschaft an Deutschlands Bürger. Wenn eine neue Regierung so spräche, wäre es zu begreifen. Aber die alte? Ja, liebe Leute, ist's so, wie Ihr in dieser Selbstanzeige sagt, habt Ihr

wirklich so läubrianisch gewirthschaftet, dann soll Euch, mit aller schuldigen Ehrfurcht, der Teufel holen. Ihr bereut und wollt Euch bessern? Nur in schlechten Theaterstücken ändert sich der Charakter alter Menschen; und verliehen kann Euch ein neuer, da Ihr die Exzellenz schon erlangt habt, auch nicht mehr werden. Wenn Euer Bankier, Inspektor, Küchenchef gestehen müßte, daß er Jahrzehnte lang Euer Geld, sauer erspartes, vergeudet habe: würdet Ihr den Schädling, weil er Besserung verspricht, im Dienst behalten? Wir sollens; obwohl Ihr Euch wimmernd der Schädigung öffentlicher Interessen schuldig bekennet. Aber das ganze Gerede ist am Ende nicht gar so ernst gemeint; nur wie Tolstois, nicht wie Masłolnikows Selbstbeichtigung. Der Bauprunk war nirgends größer als im Postbereich: und Herr Sydow hat (leise weinend?) die Mode mitgemacht. In manchem Bureau mag Einer entbehrlich sein; doch bei dem Versuch, ihn abzuführen, werdet Ihr mit jeder Behörde bis aufs Messer zu kämpfen haben. Wenn die Personalknauzerei den Jahreshaushalt auch nur von einer einzigen Million entlastet, ist schon ungeheuer. Das dünkt Euch der Erwähnung werth? Darum wollt Ihr pflichttreue Männer auf die Strahe setzen und dem Staat Todfeinde züchten? Selbsttäuschung oder Trug: mit höstlicher Entschiedenheit verbitten wirs. Die winzigste Aenderung der Schiffbautechnik verschlingt Unsummen. Vor der rothen Kante von Helgoland wird ein Torpedoschuhhafen geschaffen, dessen Kosten auf fünfunddreißig Millionen veranschlagt sind und wahrscheinlich höher werden. Kiautschou hat uns nur eine neue Reibungsfläche gebracht und ist im kleinsten Konfliktfall nicht zu halten; rechnet nach, wie viel Reichsgeld drin steckt. In den Wüsten von Südwestafrika sind sechshundert Millionen verscharrt. Bleibt uns mit Läpperereien also vom Leib. Der „Beamtenapparat“ (da Ihr das scheusalige Wort nun einmal liebt) wird nicht weniger Geld fressen, sondern mehr. Viel mehr; denn *ceterum censeo*: der Beamtenfold wird den Bedürfnissen einer Zeit angepaßt werden, in der ein fähiger junger Praktiker oder Professor Jahreseinnahmen von fünfzehntausend, zwanzigtausend Mark erreicht, oder dem Staat wird nur der Bodensatz bleiben. Mit dem Heer dieser Untauglichen oder Halbinvaliden, die im Einzelkampf ums Dasein nichts zu erstreiten vermöchten, wollt Ihr dann die Reichsverwaltung modernisieren? Hundertmal haben wir die Verheißung gehört; zuletzt aus dem Kolonialamt, wo der Bureaokratismus nun weiter reicht als je vorher. (Daß der Chef den Dezerenten die Akten abfordert, sie bei sich liegen läßt und, während er für sein Ruhmgeschäft reist, zu Haus die ganze Maschine stillsteht, ist noch kein Zeichen modernen Betriebes.) Aus welcher Erfahrung wuchs Herrn Sydow die Kraft zu solcher Organistorenleistung? Welcher Rechtstitel giebt ihm die

Vollmacht? Er ist dem Kanzler unterstellt, dem Kollegen der bundesstaatlichen Minister (die also auch einem mit dem Ministertitel geschmückten Staatssekretär stets überlegen sind), und hat in kein anderes Ressort hineinzureden. Wer für den Reichsschatzsekretär das heute dem preussischen Finanzminister zustehende Einspruchsrecht fordert, will die Reichsverfassung umstülpen. Die Gewalt des Herrn Sydow langt nicht bis über die Strafe. Doch wenn sie zehnmal größer und ihr Inhaber in organisatorischer Arbeit so erfahren wäre wie Herr Wallich von der Deutschen Bank oder Herr Deutsch von der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft: die Wurzeln der Bureaukratie würden so leicht nicht gelockert. Duldet kein Aktenstück, nur Geschäftsbriefe von erträglichem Umfang; mehrt die Kompetenz, die Verantwortlichkeit und Beförderungsmöglichkeit des Einzelnen und entthagt dem Aberglauben an die Heilwirkung des Instanzenzuges; laßt mündlich verhandeln, telephoniren, stenographiren und die besten Männer so viel reisen wie Bankdirektoren in der Zeit der Abschlusssitzungen; sorgt, daß eine Fensterrahmenflückeri nicht mehr Zeit, Papier, Hirnschmalz koste als in der Industriewelt ein Millionengeschäft und daß ein ungewöhnlich Begabter nicht in der Herde auf das Aussterben der Vordermänner zu harren und seine Jugendkraft zu verträdeln braucht. Dann geht's vielleicht; ein Menschenalter emsiger, von einem (im Sinn Goethes) baumeisterlichen Kopf geleiteter Arbeit wird immerhin nöthig sein. Wer's so nebenbei, mit schönen Reden, zu machen wähnt, ahnt nicht, was er zu wollen wagte.

Thut nichts: die Reformanzeige hat gefallen. Stoff für die Schreiber. Für die blockirten Redner die „große nationale Aufgabe“, ohne die selbst das von Taggeld gefristete Leben verarmen müßte. Ende der Schuldenwirthschaft, Sparsamkeit, Merkantilsystem in der Verwaltung: das Herz des Liberalen hüpf't beim Hall solcher Worte. Auf den evangelischen Prospekt folgt die Verkündung, daß die Jahrkartensteuer abgeschafft, das Nahverkehrsporto herabgesetzt wird, also die tauben Blüthen vom Stengel fallen. Das ist (in jedem Sinn) billig und freut auch die Reichen. Welcher Zustand aber, wenn das 1906 aus langwierigen Kämpfen Erbeutete 1908 wieder herausgegeben werden muß! Solche Bedenken trüben die gute Laune nicht. Auch die Beteuerung, daß nicht das Gewerbe, sondern der Konsum besteuert werden solle, reizt die Galle kaum. (Als ob nicht auch die dem Gewerbe aufgebürdete Steuer der Konsum tragen müßte; als ob Herr Mosse die Annoncensteuer, Herr Schöller die Lantiemesteuer, wenn's dazu käme, bezahlen würde. *Placuntur Achivi.*) Daß nun auch das Licht besteuert werden soll, könnte schon eher ärgern. Vereinsbrüder, die höheren Beitrag leisten sollen, ködert der schlaue Präsident mit der Verheißung nie noch erlebter Festfreude. Hier? Die Elektrifizirung der Eisenbahnen wird gerade jetzt in Rücksicht gerückt, der Kurs der Elektrizitätaktien steigt in Sprün-

gen, der Besitzer verlernt das Schelten und der Zuschauer denkt, eine Industrie, die solche Goldberge vor sich hat, könne fürs Vaterland ein Bißchen bluten. Fällt ihr natürlich nicht ein. Wir müssen, Arm und Reich, das Licht aus dem Gasrohr und der Elektrizitätsleitung versteuern, das uns in acht von zehn Fällen Arbeit ermöglicht. Der Fabrikant, Gastwirth, Händler, Schauhausbesitzer schlägt auf den Verkaufspreis seiner Waare; in der Privatwohnung knickt man am Licht oder knirscht, weil das unerfättliche Reich die zur Arbeit nöthigsten Mittel anknabbert. Eine unflug erdachte, unzeitgemäße Steuer. Die nicht einmal Beträchtliches bringen wird; denn die Bayernhoffnung auf die erwachsende Wasserkraftindustrie muß geschont werden und das Licht allein kann, bei leidlicher Abgabepflicht, die Kassen nicht füllen. Und die Annoncensteuer? Die galt im Reichschatzamt bisher als unergiebig und ward jetzt wohl nur fürs Parteiengeschäft außersehen. Sind die Agrarier für den „weiteren Ausbau der Institution der Nachlaßbesteuerung“ einzufangen, dann tröstet man sie mit der Annoncensteuer und ähnlichem Lutschnbeutelkand; bleiben sie störrig (wie zu erwarten ist: denn der Gutserbe, der Verwandte abfinden muß, kann die Schmälerung des ihm von den Eltern Hinterlassenen fast nie ertragen), dann ist der Verzicht auf die Belastung des Reklameverkehrs das einzige Würzmittel, das den Freisinnigen (ohne die im Block nichts zu machen ist) ermöglicht, die anderen Steuerbrocken, trotz der Programmvorschrift, herunterzuwürgen.

Herr Sydow paßt in unsere Parlamentarierwelt. Ob er wirklich an Sparfamkeit und Modernisirung glaubt, wirklich entschlossen ist, eine Reichsgeldvergeudung nicht im Amt zu überleben, muß sich erst zeigen. Sicher ist, daß er die Forderung des Tages vernommen hat: Von einem Parteienpool, dem kein positiver Gedanke gemeinsam ist, sollst Du Geld schaffen; sonst sinkst Du ins Nichts. Deshalb die künstliche Gehäusfügung und der Lockruf zur „Reorganisation der gesammten Finanzgebahrung“ (die der Entpostete eigentlich doch erst durchaus studiren müßte, bevor er den Umsturz verspricht). Sonst wäre die Geschichte so langer Rede gar nicht werth. Weil Deutschland fünfhundert Millionen braucht, wird ein Jahr verschwagt? Die giebt Deutschlands Volk im Verlauf von sechs Wochen ja für Bier aus. Wer bei uns auf die Suche nach Steuerobjekten ginge, wäre nach ein paar Stunden am Ziel. Bier und Branntwein könnten den Reichschmerz schnell stillen; eine Pfennigsteuer noch vom Liter: und alles Weh weicht. Der kleine Mann mit den schwachen Schultern? Wahlflausen. Das öde, leidenschaftlose (Sankt Sydow dürfte, diesmal mit Recht, sagen: das systematische, planmäßige, stetige) Saufen verdirbt die Masse. Der kleine Mann soll seinen Wochenverbrauch um drei Flaschen Bier und sechs Schnäpse verringern: dann bleibt noch genug; noch zu viel. Nach den Rauschtränken der Tabak. Der Unverstand der mit briti-

scher Exportmilch genährten „Volkswirthe“ (die ihr Volk nie bewirtheht noch je gemerkt haben, warum England das junge Reich nicht zu Wohlstand kommen lassen wollte) hat Bismarcks Monopolpläne vereitelt. Das war in unserer Wirthschaftsgeschichte der schlimmste Fehler; ein nie zu tilgender: die zur Ablösung der Privatbetriebe nöthige Summe wäre kaum noch erschwinglich. Also die Massen ein Jahr lang mit ruhiger Eindringlichkeit vorbereiten; dann Brauer, Brenner, Labakleute, Händler, Wirthe für vierzehn Tage zur Interessenvertretung berufen: „Wir brauchen fünfhundert Millionen; überlegt, wie sie auf dem Euch bequemsten Weg in die Reichskasse zu holen sind, und beschließt am vierzehnten Tag mit Stimmenmehrheit; nicht, ob und woher wirs brauchen (Das ist beschlossen), sondern, welche Art der Besteuerung Ihr, wenns sein muß, empfiehlt.“ Caesaren, Demagogen, schwache Regierungen aller Orten scheuen solchen Schritt; schon weil der Wirth und der Cigarrenhändler der beste Agitator ist. Bei uns wäre die Sache ohne das Centrum, die einzige Reichspartei, die in Nord und Süd, Ost und West Massenanhänger hat, nicht zu machen; und das Centrum ist froh, wenn es nicht mit solcher Zumuthung in seine Wahlkreise zu kommen braucht. Was bleibt? Direkte Reichsteuern lehnen die Bundesstaatsregierungen ab; und das Reich ist hinter den preussischen Grenzpfählen heute nicht so beliebt, daß es nach der undankbaren Rolle des Steuereintreibers langen darf. Nothstandszuschläge, nach britischem Muster? Das Einfachste wäre es schließlich noch. Dem Volk aber nicht abzuschmeicheln. Der Freisinnspolitiker vermag viel. Dies ginge über seine Kraft. Schade. Der „bewegliche Faktor“, der für die Reichsrechnung ersetzt wird, wäre da ohne besondere Mühe gesichert. Nun soll aus dem breiten Phrasenbach, dem das Bett gehöhlt ward, das Nothwendige sacht zusammensichern.

Das heute Nothwendige. Uebermorgen wirds viel mehr sein: und das Spiel fängt von vorn an. Wir rüsten, als wollten wir nächsten Donnerstag die Welt erobern, und sagen morgens, mittags, abends, daß wir des Friedens friedlichste Wächter sind. „Reorganisirung“; „Regenerirung der Finanzen“ (heißts an einer anderen Stelle); pomphafte Worte. Die heller ins Horcherohr klingen als Faustens Seufzer: „Ich habe mich zu hoch gebläht!“ Ein Haushalt, öffentlicher oder privater, ist nur gesund, wenn die Ausgaben zu den Einnahmen stimmen. Wenn der Haushalter sagt: „Das habe ich übrig, kanns also ausgeben“; nicht: „Das brauche ich, muß es also einnehmen“. Eyndow herbei! Der Delzweig wehrt den bösen Nachbar nicht ab; winkt ihn eher an unsere Grenze. Krieg gegen eine Koalition, die uns lange nicht zu einem Hauptschlag kommen, Wirthschaft und Kredit des Reiches versiechen läßt... Ist für die Reichsfinanzmobilmachung sicherer vorgeforgt als mit pompös vertönenden Worten?

Schöppenstedt.

Sehr geehrter Herr Harden, im Vertrauen auf Ihre mir bekannte tolerante Gesinnung komme ich mit der Bitte, den Lesern der „Zukunft“ das Nachstehende unterbreiten zu wollen.

Das gute Städtchen Schöppenstedt in Braunschweig muß leider wieder dafür herhalten, daß die drohenden Schöppenstedter Fälle nicht aussterben; diesmal handelt es sich aber um ein ernstes Gebiet: um die Frage der Freiheit der Religion. Doch die guten Schöppenstedter sind nicht schuld, wenn ihr Ort in den Ruf der grassirenden Intoleranz kommt, sondern die Schuld trifft das braunschweigische Staatsministerium. In der Stadt und dem Amtsgerichtsbezirk Schöppenstedt wohnen nach der letzten Volkszählung 880 Katholiken, zu denen im Sommer viele katholische Erntearbeiter kommen. Im Jahr 1892 ersuchte die kirchliche Behörde zum ersten Mal um die Gestattung katholischen Gottesdienstes in Schöppenstedt. Das Gesuch wurde abgelehnt. Unerträglich ist schon, daß es überhaupt noch eines Besuches bedarf, da vom Staat keinerlei Leistungen beansprucht werden. Die Zahl der Katholiken nahm immer mehr zu, so daß die kirchlichen Organe in ihrem Gewissen verpflichtet waren, die Besuche zu erneuern; so auch 1905. Die braunschweigische Regierung richtete darauf an den protestantischen Stadtmagistrat zu Schöppenstedt die Anfrage, ob für die Abhaltung des katholischen Gottesdienstes ein Bedürfnis vorhanden sei; die Antwort fiel verneinend aus. Selbst zahlreiche Protestanten waren darüber erbittert; 46 protestantische Bewohner der Stadt sprachen öffentlich ihre Bedauern über die Antwort aus. Das Gesuch wurde wieder abgelehnt und im Landtag gar mit falschen Zahlen diese Haltung zu rechtfertigen gesucht. Im Frühjahr 1907 hat das zuständige Pfarramt in Wolfenbüttel das Gesuch erneuert; erst im Herbst erhielt es (also mit bemerkenswerthener Schnelligkeit) die Antwort, daß das Pfarramt, dem heute die Seelsorge obliegt, zur Stellung eines solchen Antrages gar nicht zuständig sei. Am dreizehnten März 1908 stellte deshalb die bischöfliche Behörde den selben Antrag; allgemein rechnete man damit, daß am Ostersfest der erste Gottesdienst in Schöppenstedt stattfinden könne. Aber man hatte die Langsamkeit der braunschweigischen Bureaucratie doch gewaltig unterschätzt; denn erst am fünfundzwanzigsten August 1908 gab das Staatsministerium der bischöflichen Behörde die folgende Antwort: „Nachdem Höchsten Ortes genehmigt worden ist, daß für die in Betracht kommenden Angehörigen der dortigen Diözese alljährlich an vier dortseits zu Beginn eines jeden Jahres vorzuschlagenden Sonn- und Festtagen durch einen wolfenbütteler Geistlichen in Schöppenstedt oder einem benachbarten Ort ein Gottesdienst abgehalten wird, setzen wir Eure Bischöfliche Hochwürden hieroon auf das gefällige Schreiben vom dreizehnten März dieses Jahres ergebens in Kenntniß und sehen Vorschlägen hinsichtlich der (zunächst für 1908) auszuwählenden Tage sowie des

Ortes entgegen.“ Staunend liest man dieses Schreiben, das nach Stil und Geist dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert zur Ehre gereichen könnte, für das neugeschaffene Deutsche Reich des zwanzigsten Jahrhunderts aber eine Beleidigung, ein dunkler Fleck auf unserem nationalen Schild ist. Das Resultat sechzehnähriger Bemühungen ist also die Gestattung von vier Gottesdiensten im Jahr, obwohl der Katholik an jedem Sonn- und Festtag zum Besuch der Heiligen Messe im Gewissen verpflichtet ist; aber nicht einmal Dies gab man ohne Weiteres zu; nicht der Bischof und nicht der Pfarrer können nun festsetzen, wann und wo diese vier Gottesdienste stattfinden; sondern der Bischof hat nur ein Vorschlagsrecht für Zeit und Ort; das Staatsministerium behält sich die endgiltige Entscheidung vor; jedes Jahr muß vom Bischof ein anderer Vorschlag eingereicht werden. Ob man ihm in Braunschweig zustimmt, weiß Niemand vorher. Noch heute ist deshalb unbestimmt, wann in Schöppenstedt katholischer Gottesdienst abgehalten werden kann, da die Staatsklugheit des braunschweigischen Ministeriums vielleicht an dem einen oder anderen Tag etwas „Staatsgefährliches“ finden könnte. Jede weitere Kritik dieses sich selbst richtenden Falles ist überflüssig; nur der Anschauung will ich entgegentreten, als handle es sich um einen Einzelfall; nein: diese Entscheidung ist geboren aus dem selben Geist konfessioneller Engherzigkeit, der im braunschweigischen Land einen fremden, aber deutschen Geistlichen unter Strafe stellt, wenn er die Heilige Messe in Anwesenheit dritter Personen liest, wie es das im Mai 1908 beschlossene Katholikengesetz thut. Als Herzog Johann Ubrecht von Mecklenburg zum Regenten des Landes erwählt wurde, hoffte ich (und mit mir hofften viele Katholiken), daß er der Katholikenquälerei in Braunschweig ein Ende bereiten werde; der Herzog-Regent hat sich nämlich viel mit Kolonialpolitik befaßt; er kennt gewiß den Paragraphen 14 des Schutzgebietsgesetzes von 1904, das in allen deutschen Kolonien die Freiheit der Religion garantiert und wonach jeder katholische Missionar Gottesdienst abhalten kann, wo und wann er will: ich habe mir deshalb gedacht, daß der neue Regent die Katholiken des unter ihm stehenden deutschen Landes nicht schlechter behandeln wissen will als die Katholiken in den deutschen Schutzgebieten, für die er so großes Interesse zeigt. Ich kann diese Hoffnung auch jetzt nicht aufgeben, da ein modern denkender Herrscher nicht nach dem Ruhm geizen kann, an der Spitze des intolerantesten und rückständigsten Staates der Erde (außer Mecklenburg und Sachsen kennt keiner solche Bestimmung) zu stehen. Katholiken aus dem Herzogthum Braunschweig haben sich mit den schärfsten Worten der Entrüstung über diese Haltung des Ministeriums an mich gewandt; ich möchte sie beruhigen, indem ich von dem schlechtunterrichteten Herzog-Regenten an den besser zu unterrichtenden appellire. Mit lebhaftem Dank für Ihre Liebenswürdigkeit, bin ich, verehrter Herr Garten, in bekannter Werthschätzung Ihnen sehr ergeben.

Matthias Erzberger,

Mitglied des Deutschen Reichstages.

Musik im Volkshaushalt.

Das Deutsche Reich steht auf einer hohen Stufe der Civilisation. Es sorgt für Verwaltung, Rechtsschutz, Verkehr, Handel und Wandel, gesunde Nahrung und Wohnung, für Versicherungen gegen die Folgen von Alter und Krankheit. Es wendet jährlich viele Hunderte von Millionen für eine mächtige Land- und Seewehr auf, um die Wohlfahrt der Bürger und den Bestand des Reiches zu sichern. Alles überaus nützlich; Alles nothwendig. Aber was uns erst zu Menschen macht, Geist und Gemüth, ist doch werthvoller als alles Leibliche. Wen kümmert deren Wohlergehen? Ist unsere hochentwickelte, ruhmreiche Kultur nicht auch der Fürsorge werth?

An Unterricht allerdings fehlt's wohl nicht; dafür sorgen in den Einzelstaaten Hochschulen aller Art. Für die Wissenschaften ist auch weiter gesorgt. Zu deren Pflege und Förderung, auch um ihrer selbst willen, giebt's an unseren Universitäten mannichfache, mit reichen Mitteln ausgestattete Institute, in denen, unbekümmert um den unmittelbaren Nutzen, viele Forscher an der Arbeit sind. Solche Stätten des ruhigen Schaffens, die Berufenen reichliche Ruhe und auch Gelegenheit zur Erprobung des Geschaffenen gewähren, entbehrt aber die Musik so gut wie ganz. Als jüngste unter den Künsten ist sie eben erst auf dem Plan erschienen, nachdem die Theilung längst geschehen. Sie ist aber in den letzten beiden Jahrhunderten zu solcher Entwicklung und Blüthe gelangt, daß ihr Anspruch darauf gewiß ernster Erwägung werth ist.

In meiner Schrift „Die Werthschätzung der Musik“ (Kunstwart 1898) habe ich gezeigt, daß der schaffende Musiker mit seinem Wirken und seinen Werken ganz auf sich selbst angewiesen ist. Besitzt er kein Vermögen oder helfen Gönner nicht aus, so hat er in einem Nebenberuf, als Virtuose, Dirigent oder Lehrer, des Lebens Unterhalt zu erwerben. Seine Werke muß er auf den Markt bringen. Er, der nicht zum Geschäftsmann taugt, seine Werke, die sich nicht zur Marktware eignen; denn begehrt wird nur das Gefällige, Landläufige; der Werth des wirklich Bedeutenden, Neuen aber ist fast immer erst nach Jahrzehnten erkannt und gewürdigt worden, nachdem das Verständniß dafür herangereift war. Dem Zufall ist es also anheimgegeben, ob ein Verleger dafür eintritt; von Unternehmern, denen naturgemäß das Geschäft die Hauptsache ist, von Intendanten, die wesentlich nur für den Hof- oder Militärdienst vorgebildet sind, hängt es ab, ob und wie seine Werke aufgeführt werden. Ein Glückspiel ist's wohl häufig für den Unternehmer; für den Autor fast immer ein Unglückspiel. Eine einzige Ausnahme nur giebt's; allerdings eine glänzende:

Richard Strauß. Den mächtigen künstlerischen Eigenschaften dieses Meisters, seiner Intelligenz und unbeugsamen Energie ist es gelungen, so wichtigen Verhältnissen obzufiegen, denen selbst noch ein Richard Wagner unterlegen ist.

Und doch ist die Musik, die auf deutschem Boden, wie im Wald eine schöne Blume, ungepflegt gedeiht, ein Erzeugniß, um das alle Welt uns beneidet, von dem alle Welt mitzehrt. Ich rede hier nicht von modischer, von leichter Unterhaltungsmusik. An echter, großer Musik aber (groß, auch wenn die Form klein ist) sind wir so reich, daß keine andere Nation sich uns vergleichen kann. Da die Zahl der Konzerte in Deutschland nah an Hunderttausend heranreicht, da es, mindestens in den Städten, wenige Häuser geben mag, in denen die Musik nicht heimisch ist, so ist schon die weitverzweigte wirthschaftliche Bedeutung der Musik nicht zu unterschätzen. Höher jedoch steht ihr Kulturwerth. Was er für unser Volk zu bedeuten hat, ob das Reich solche Werthe zweckmäßig, nämlich so verwendet und verwaltet, daß das Wohl aller Reichsangehörigen damit thunlichst gefördert wird: Das scheint bisher kaum näher erwogen worden zu sein.

Wie Religion, Wissenschaft und Literatur, so erhebt uns auch die Kunst und namentlich die Musik über das irdische Treiben: sie labt und nährt unsere metaphysische Persönlichkeit. Wird nun mit Recht darauf gehalten, daß die leibliche Kost reichlich, gesund und preiswürdig dargeboten wird, so muß der selbe Anspruch für die Nahrung von Geist und Gemüth erhoben werden. Verbote, um Auswüchsen entgegen zutreten, thun es nicht allein: gesunde, ja, edelste Nahrung, die reichlich vorhanden ist, darf nicht Luxusartikel bleiben; sie muß dem Volk vermittelt, Jedem leicht zugänglich gemacht werden. Und um wie viel leichter ist Solches mit der geistigen Nahrung zu erreichen! Denn die Vervielfältigung von Schrift- oder Notenwerken ist unbegrenzt um billigen Preis zu bewirken. Solche Werke werden auch nicht verzehrt, wie ein Stück Brot oder Fleisch, von einem Einzelnen, auf Nimmerwiedersehen. Die Dienste eines werthvollen Buches, eines Notenblattes sind unerschöpflich; an einer Auf- führung können mehr als tausend Menschen sich erfreuen und erbauen.

Solche Gesichtspunkte sind leider unseren Behörden sehr fern. Im Reich gelten, wie im alten Rom, alle Maßregeln nur unserer Civilisation. Wir sind aber anders geartet als die Römer; sind, wie einst die Griechen, allen anderen Nationen an Kultur überlegen. Auch hier bedarf es der Förderung, der Verwerthung. Hier versagt jedoch die Reichsidee. Kunst ist für den Deutschen, wie für den Sozialdemokraten die Religion, Privatsache.

Nur von einer Maßregel des Reiches wäre hier zu berichten, von den neuen Urhebergesetzen nämlich, die in höchst dankenswerther Weise den Schutz der Autoren verstärkt, ihnen die Verwerthung ihrer Aufführungsrechte ermöglicht haben. Doch regeln diese Gesetze nur die privatrechtlichen Verhältnisse. Das öffentliche Interesse wird wohl nur von der (nicht neuen) Bestimmung berührt, daß dreißig Jahre nach des Urhebers Tode der Schutz seiner Werke aufhört und sie dann der Allgemeinheit verfallen. Diese Regelung ist wohl

mehr auf das praktische Interesse der Verlagsicherung und weniger auf Rechtsgrundsätze zurückzuführen, die auf diesem Gebiet nicht besonders verlässlich zu sein scheinen, da sie noch in der letzten Zeit, bis zu Kohler hin, manche Wandlung erfahren haben. Auch die Zahl dreißig (in anderen Ländern währt der Schutz bis zu achtzig Jahren) scheint der Willkür entsprungen zu sein. Einen tiefen Eingriff in die privaten Interessen der Autoren bedeutet aber diese Maßregel, denn ihnen wird damit die künstlerische und wirtschaftliche Verfügung über das von ihnen Geschaffene, über ihr Eigenthum, ohne irgendwelche Entschädigung entzogen; ihnen wird weiter durch die zu minimalen Preisen auf den Markt geworfenen gemeinstreien Werke, die in der Auslese von Jahrzehnten inzwischen berühmt und allbegehrt geworden sind, eine geradezu erdrückende Konkurrenz bereitet. Fußt aber hiernach unsere Rechtslage nicht auf sicheren Prinzipien und führt sie auch praktisch zu nicht unbedenklichen Konsequenzen, so verdient wohl ein weiteres Moment Beachtung, nämlich der Grundsatz: Höher als die privaten Interessen sind die der Allgemeinheit zu bewerten. Wollen wir damit einem Gebiete, das man geistige Volkswirtschaft nennen könnte, näher treten, so wäre zunächst die Erörterung der Frage wichtig: Was erfordert hier die Wohlfahrt des der Musik bedürftigen Volkes? Man wird dabei zwischen Verlags- und Aufführungsrecht unterscheiden müssen.

Das Aufführungsrecht, künstlerisch und wirtschaftlich genommen, ist neuerdings als ein höchst persönliches Recht des Urhebers ausgestaltet worden. Seine Verwerthung für Opern (meist mit 5 Prozent) und für Konzerte (mit 1—2 Prozent der Bruttoeinnahme) hat sich eingebürgert und erfolgt bei aller Schonung der Interessen der Musikpflege so zweckgemäß, daß mit der Zeit Manches davon für die Autoren und deren gemeinnützige Einrichtungen zu erhoffen ist. Das ist dem ungemein begabten Musiker und Juristen Friedrich Rösch zu danken; er allein hat die Konzertbesteuerung zu Gunsten der Autoren durchgesetzt. Ein öffentliches Interesse, dieses Aufführungsrecht zeitlich zu begrenzen, liegt in keiner Hinsicht vor; auch nicht, wenn der Autor seit dreißig Jahren tot ist. Opernaufführungen werden ja stets von Unternehmern veranstaltet. Die fordern aber, zum Beispiel, für die abgabefreie „Zauberflöte“ die selben Eintrittspreise wie für die abgabepflichtigen „Meisterfänger“. Natürlich setzen die Unternehmer die Preise gern so hoch an, wie die Güte und Beliebtheit ihres Personals, die Zugkraft der Aufführungen, das Kunstbedürfnis und die Kaufkraft ihres Publikums es irgend gestatten. Nur die Konjunktur also und nicht etwa der geringfügige Autorenzoll bestimmt ihre Wirtschaftsordnung. Waren bisher die älteren Opern abgabefrei, so wars eine Vergünstigung nur für den Unternehmer, nicht für das Publikum, leider zugleich auch eine Prämie auf die Verheimlichung neuer Werke. Für Konzertmusik an der bisherigen Begrenzung des Aufführungsrechtes festzuhalten, empfiehlt erst recht kein öffent-

liches Interesse. Hier würde sogar, nach außen wenigstens, die Aenderung sich kaum bemerkbar machen, da Pauschalverträge üblich sind, die alle Werke unterschiedlos umfassen. Verkürzt man denn aber ein Recht, bemächtigt man sich eines Privateigenthumes, ohne daß ein Grund, ein öffentliches Interesse dafür ersichtlich ist? Das widerspräche doch allen gesunden Anschauungen. Wie aber, wenn der Autor tot ist und seine Erben nicht zu ermitteln sind? Was durch Musik erworben ward, fördere wiederum die Musik! Die Abgabe verfallte dann einem „Urheberbschaft“, dessen Ansammlung, wie meine Schrift lehrt, für wichtige künstlerische und humanitäre Zwecke nothwendig ist.

Ganz anders steht es um die Begrenzung des Verlagsrechtes. Sicher ist es für alle Musikdurstigen (und deren Zahl ist Legion) ein Segen, wenn ein wichtiger Autor dreißig Jahre nach seinem Tod endlich „frei“ wird. Der Tote erwacht damit zu neuem Leben. Es wirkt wie eine Erlösung, wenn man dann in Sammelbänden die herrlichste Musik für weniger Groschen erhält, als man vorher Mark bezahlen mußte. Schuberts „Müllerlieder“ kosteten früher sieben Gulden. Jetzt erhält man „Müllerlieder“, „Winterreise“, „Schwanengesang“ und zweiundzwanzig andere, zusammen neunzig Lieder für zwei Mark. Dargestellt sind sie für eine Mark. Die andere verfällt der Sortimentshandlung als Rabatt. Dieser Segen kommt aber spät, viel zu spät für die Interessen der Allgemeinheit. Wären Mozarts und Beethovens Sonaten, Schuberts Lieder u. s. w. nicht erst etwa 1858, sondern schon 1828, ja, zu Lebzeiten der Meister Allen zugänglich gewesen, die nach guter Musik verlangten: wie anders hätte sich in den Jahren, da die Meisterwerke Luxusartikel und nur vereinzelt bekannt waren, der Geschmack und das intime musikalische Leben des Volkes gestalten können! So aber machte sich damals Salonmusik mit virtuosem Anstrich breit; Lieder von Reichiger, Rücken, Gumbert und Abt waren obenauf; selbst im Gewandhaus gabs Arien von Bellini und Donizetti zu hören. Vor den „Klassikern“ machte man eine respektvolle Verbeugung; ihre Musik aber, selbst „Fidelio“, galt als langweilig, die „Neunte“ als ein Monstrum von Mißklang und Unverständlichkeit. Schumann, Chopin und Löwe konnten zu Lebzeiten eben so wenig gegen solch leichte Geschmacksrichtung aufkommen wie in der Oper Wagner und Lortzing gegen Meyerbeer und Flotow, die neuesten Italiener und Franzosen. Es ist kein Zufall, daß es damit erst allmählich besser wurde, als gegen Ende der fünfziger Jahre zuerst billige Ausgaben der Meister auftauchten, ihre Werke damit bekannt und lebendig wurden. Erst seit dieser Zeit hat sich das Geschmacksniveau unseres Publikums gehoben. Das damals Erlebte sei uns eine Lehre: es lohnt sich auch heute noch, das Gute und Schöne auch den Unbemittelten, die vielfach die dafür Empfänglichsten sind, so früh wie möglich zugänglich zu machen. Die geistigen Werthe sind für die ganze Nation geschaffen, nicht nur für Privilegirte.

Was hindert denn aber die frühzeitige und weitreichende Labung und Befruchtung? Der Quell fließt ja reichlich. Was dämmt ihn denn zurück? Doch nur der leidige Umstand, daß solche Werke der Allgemeinheit nicht frei zur Verfügung stehen, daß sie Einzelnen gehören, privaten Interessen dienstbar sind; denn ihre Schöpfer mußten des täglichen Brotes halber damit Handel treiben. Aber den Tonseignern ist doch so erwünscht und förderlich? Nein! Eine traurige Nothwendigkeit ist, die wie ein Alb auch auf unseren größten Meistern gelastet, ihr Leben vergiftet hat. Kommt nun, nach unserer Erwägung, hinzu, daß die Öffentlichkeit, das Reich selbst, das größte Interesse daran hat, solche Kulturwerthe für sich in Anspruch zu nehmen, so strebt doch Alles der einfachsten und natürlichsten Lösung zu: solche Werke dem Privatbesitz zu entziehen. Höchst berechtigt und wichtig fürwahr wäre eine solche Enteignung; auch durchaus nicht so kostspielig, daß deshalb die Wohlthat gesunder geistiger Kost auf Jahrzehnte hinaus unserem Volk vorenthalten, die Kultur hinter dem Schaffen, die Wirkung hinter der Ursache so weit wie bisher zurückgehalten bleiben müßte. „Und da soll der Staat eingreifen? Das Reich gar?“ Aber, mit Verlaub, ein solcher Eingriff ist ja längst Gesetz! Dreißig Jahre nach seinem Tod wird immer schon dem Autor jedwede Verfügung über seine Werke, über deren Druck und Aufführung, entzogen. Das Prinzip also steht fest, hat sich eingelebt. Nicht darum also kann es sich handeln, sondern nur noch um die zweckgemäße Gestaltung dieser Maßregel, mit der man bisher, wie mir scheint, nur privatrechtliche Interessen verfolgt hat und ziemlich planlos und willkürlich vorgegangen ist. Das öffentliche Interesse und auch das der Autoren erfordert hier aber, daß erstens nicht dreißig Jahre nach des Autors Tode, sondern thunlichst bald seine Werke von Bedeutung privater Verfügung entzogen und für billigen Preis allgemein zugänglich seien; daß zweitens der Autor nicht, wie bisher, leer ausgehe, sondern für die ihm genommenen Werke eine Gegenleistung, eine angemessene Entschädigung erhalte; daß drittens solche Werke nicht mehr beliebiger Ausbeutung preisgegeben seien, das Reich selbst vielmehr davon Besitz ergreife und ihre Verbreitung regle; selbst den Vertrieb übernehme oder ihn den Verlegern gegen gehörig abgestufte Abgaben überlasse, deren Erträge einem „Urheberschatz“ zur Förderung musikalischer Kunst zufließen. Weiter wäre zu bewirken, daß mindestens für solche Werke der Sortimentzwischenhandel, der in Folge des leidigen Akabattsystems mehr als die Hälfte des für Noten aufgewendeten Geldes für sich beansprucht, durch ein billigeres, etwa durch das Versandverfahren ersetzt werde (man vergleiche meinen Brief in der „Zukunft“ IX. 1901. Nr. 45); und endlich, daß die Verpflichtung zu einer Aufführungsgebühr nicht dreißig Jahre nach des Autors Tod aufhöre, sondern unbegrenzt, eventuell zu Gunsten eines „Urheberschatzes“, fortbauere.

Ich verkenne nicht, daß meine Vorschläge sozialistisch angehaucht sind. Die Verhältnisse auf dem Musikalienmarkt und rückwirkend im Musikleben

und Musikschaffen sind aber so verworren und haltlos, daß eine Befundung schwerlich anders zu erreichen ist. Die echte Musik taugt eben nicht zur Marktware, der schaffende Musiker nicht zum Geschäftsmann.

Will das Reich seine Kulturschätze gemeinnützig verwalten, so harren seiner aber noch weitere Aufgaben. Nicht nur in Noten: auch in lebendigen Tönen müßten dem Volk die klassischen Werke und das Beste der neueren Musik dargeboten werden. Gegen ganz geringen Entgelt oder umsonst. Sind doch auch die Kunstschätze unserer Museen, die den Staat große Summen kosten, frei zugänglich. Verlegt denn das Gelärm und Getreisch, das so manche Musikanten mit banaler Musik vollführen, nicht jedes feinere Gefühl? Ist nicht Vieles, was landläufige Operetten- und Tingeltangel-Bühnen Tag für Tag darbieten, geradezu Gift für die Volksseele? Droht nicht bei der ungeheuren Zunahme solcher billigen und daher vielbesuchten Veranstaltungen die Gefahr, daß das sittliche Empfinden abgestumpft wird, das künstlerische der Verrohung verfällt? Der Sinn für Höheres, für echte Kunst, lebt doch im Volk; er bedarf aber dringend der Anregung und Pflege, wenn er nicht verkümmern soll. Wichtig ist demnach, daß dem Volke gute Konzerte leicht zugänglich gemacht werden, Konzerte mit Symphonien, Chorwerken, Kammermusik und Liedern, auch Opern- und Schauspielvorstellungen, wie es in Berlin durch Kaiser Wilhelms Entschluß einmal geschehen ist. Werden viele Theater und Orchester durch staatliche oder städtische Zuschüsse erhalten, so entspricht es der Billigkeit, daß auch bescheidenen Steuerzahlern Gelegenheit geboten wird, sich ihrer Darbietungen zu erfreuen. Die Klänge würden in solchen Kreisen vielfach ein weiter hallendes und dankbareres Echo als bei denen finden, die nur der Mode folgend Aufführungen besuchen. Manche Seele würde damit der Hast und Noth des Lebens für eine Weile enthoben und vielleicht zu der Erkenntniß bekehrt, daß es doch noch ein Höheres giebt als die Pflicht, um den Arbeitslohn zu feilschen und Utopien nachzujagen. Ich weiß von einem ernstern, würdigen Konzert. Sozialdemokraten hatten es für ihre Genossen veranstaltet. In Schaaren, dicht gedrängt, horchten sie lautlos den Vortragern; waren begeisterte, andächtige Zuhörer. So erbaut waren sie, daß sie nachher, ungebeten, das Honorar des trefflichen Sängers um hundert Mark erhöhten. Solche Veranstaltungen sind nicht selten. Sie sollten aber denen, die für die geistige Wohlfahrt im Deutschen Reich einzustehen haben, zu denken geben; sollten sie mahnen, die geistigen und künstlerischen Instinkte unseres reich begabten Volkes zu pflegen, sie mit gesunder Nahrung, mit guter Musik zu versorgen und so den täglichen Verlockungen in den Sumpf entgegenzuwirken.

Nur von Zielen konnte ich hier reden. Wie schwer sie zu erreichen sind, verhehle ich mir nicht. Werden solche Ziele aber als richtig erkannt, so muß es früher oder später gelingen, den Weg zu ihnen zu bahnen.

Braunschweig.

Dr. Hans Sommer.

Der Verein gegen Lärm.

Im Jahre 1906 trat in New York eine der merkwürdigsten Gesellschaften unserer Tage ins Leben: die Société pour la suppression du bruit excessif. Der internationale „Antilärmverein“. Ich will an dieser Stelle Einiges aus der Geschichte dieses merkwürdigen Bundes erzählen. Es möge an einem konkreten Beispiele zeigen, wie wahr das Wort Rilks ist, daß die Uebel, an denen die menschliche Gesellschaft krank, vermeidbare Uebel sind. Es möge zugleich für einen ähnlichen Verein in Deutschland neue Mitglieder zu werden versuchen . . .

Eine newyorker Dame, Mrs. J. L. Rice, hatte ein Besitzthum in der Nähe des Hafens. Das ewige Kreischen der Bootspfeifen, das unablässige Stöhnen der großen Rebelhörner, der nächtliche Angstschrei der Secirinen quälte und erbitterte sie. Tag vor Tag. Nachdem sie vergeblich bei Hafenbehörden und Hafenspolizei sich beschwert hatte, begann sie, ihrem Feldzug Methode zu geben. Sie wendete sich an die Board of Health, das oberste Hygienische Institut der Vereinigten Staaten. Sie schrieb Briefe an Polizeibehörden, sammelte Unterschriften für Petitionen, informirte Reporter, die sich ihr zur Verfügung stellten. Man begann endlich, sich theoretisch und praktisch mit dem Geräuschen der newyorker Häfen zu beschäftigen. Ein Professor der Columbia Universität stellte mit der Hilfe von Studenten Größe und Art der Lärmreize in der Umgegend des Hafens fest. Er konstatierte, daß an der East-River-Side New Yorks mindestens fünftausend verschiedene Signale innerhalb weniger Nachtstunden gehört werden. Die Bemühungen der Mrs. Rice hatten Erfolg. Zunächst wurde das Bennetlaw vom Vater der Dame eingebracht. Ein Amendement zur Navigationsgesetzgebung, das 1907 Rechtskraft erlangte. Ein Gesetz, das alle unnützen Signale, wie Pfeifen, Glockenläuten, Schreien, Rufen, auf den kleinen Bootschiffen und Dampfern in allen Häfen der Vereinigten Staaten streng untersagt. Die Gesellschaft der Schifffahrtsinteressenten, der Masters, Mates und Pilots und deren Rechtskonsulent Mr. Luther Dow nahmen die Bekämpfung der Geräusche im Seewesen in die Hand. Solchen Dampfern und Bootenbüden, die unnöthig Signale geben, wird die Konzession, im Hafen von New York zu liegen, auf Tage oder Wochen entzogen; dabei wird kein Unterschied zwischen Nationalitäten gemacht. Nachdem die erste Etape dieses Kampfes erreicht war, schloß Frau Bennet-Rice den Plan, ihrem Kreuzzuge größere Ausdehnung zu geben. Sie unterschied bestimmte Kategorien von Geräuschen. Sie nahm sie einzeln auf's Korn. Dadurch aber, daß sie sich an das amerikanische „Prinzip der direkten Linie“ hielt, daß sie Umwege mied und ausschließlich das ihrer Erfahrung Zugängliche und Erreichbare zu erlangen suchte, hatten ihre Bemühungen einen Erfolg, der sie zu einer der populärsten Frauen in den Vereinigten Staaten machte. Sie nahm zunächst sich der Hospitale an. Die Direktionen der südlichen Krankenhäuser, die täglich imgesammt 180 000 Kranke zu betreuen haben, klagten in New York allgemein über das fürchterliche Leiden der Kranken unter den Tag und Nacht tosenden Geräuschen. Sie setzten sich mit Frau Rice in Verbindung. Man kam auf die Idee, innerhalb der Stadt „Ruhige Zonen“ zu schaffen. Eine „ruhige Zone“ wird von solchen Straßen gebildet, die in nächster Nachbarschaft eines öffentlichen Krankenhauses liegen. An den Straßenzugängen ist die „ruhige Zone“ durch Tafeln kenntlich gemacht, die mit Riesenlettern die Aufschrift tragen: „Be Quiet. Hospital

Zone. Under Penalty of the Law.“ Da in solchen vor Lärm geschützten Zonen auch die Mietwerthe steigen, eifert jeder Distrikt danach, eine ruhige Zone zu erhalten. Die oberste Polizeibehörde und die höchste hygienische Instanz, deren Chef Professor Darlington jährlich etwa 16 Millionen Mark zu hygienischen Zwecken verwenden kann, eben so das Präsidium der vereinigten Krankenhäuser, an dessen Spitze John Brannon steht, ferner John Byeth, Chef der obersten Metzgerschule Amerikas, traten gemeinsam mit Mrs. Rice zu einem Board wider den Lärm zusammen. Da wurde festgesetzt, daß in ruhigen Zonen aller Lärm mit bestimmten Polizeistrafen geahndet wird. Ein Kutscher, der in der Hospitalzone mit der Peitsche knallt oder Signale giebt, wird mit zehn Dollars Strafe oder zehn Tagen Haft belegt. Die Leiter sämtlicher newyorker Krankenhäuser, öffentlicher und privater, traten ausnahmslos der Society for the Suppression of Unnecessary Noise bei. Viele Direktoren berichteten Schreckliches über das Leiden von Nervenkranke unter den Straßengeräuschen. In einigen Fällen ward festgestellt, daß Kranke durch die Einwirkung der beständigen Lärmgeräusche wahnsinnig geworden waren.

Zu der allgemeinen Einführung der „Ruhezone“ trat die speziellere Polizeigesetzgebung. Bestimmte Baumaterialien, lose Bauhölzer, Eisenstangen oder Wirtskannen, Petroleumkannen und Ähnliches dürfen in New York nicht transportirt werden, ohne daß durch Stroh oder Säcke das „Aneinanderklappern“ der Metalle oder Hölzer vermieden wird. Wichtiger aber als das Alles war die Forderung, dem Lärm in der Umgebung von Schulen abzuhelfen. Lärm, der in den Jugendunterricht einbringt, ist nicht nur hygienisches, sondern geradezu sittlich-pädagogisches Delikt an der Jugend. Wir legen heute auf jede Art des Körpersports Werth. Wir schonen die Augen, wir untersuchen und pflegen die Zähne der Schulkinder; aber wir scheuen uns nicht, durch stete Lärmreize ihr Geistes- und Seelenleben zu zerplittern. Wie man einen großen Diamanten durch fortgesetztes Schleifen in tausend kleine zerplittert (schrieb Schopenhauer als der älteste und radikalste Kämpfer wider den Lärm) so zerplittert Geräusch unsere Aufmerksamkeit. Dieses psychologische Moment ist der eigentliche Kern der Abneigung, die alle produktiven Menschen gegen Lärm empfinden. Wenn wir den Lärm in der Umgebung von Schulen gestatten, lassen wir ein dauerndes Narkotikum auf die Seelen der Kinder wirken. Wie verdampfen und verkumpfen sie. Wir hemmen sie von früh auf, Selbstdisziplin und bewußte Einkehr zu erlangen. Der newyorker Bund begnügte sich aber nicht damit, die 600 000 städtischen Schulkinder New Yorks vor Lärmreizen passiv zu bewahren. Er hatte die noch werthvollere Idee, diese 600 000 Kinder zu aktiven, selbstthätigen Mitgliedern des „Antilärmvereins“ zu machen und aus kleinen Schreihältern und Lärmmachern zu Kämpfern für Lautlosigkeit und gute Sitte zu erziehen. Die Art, in der man vorging, erwies sich als gut und praktisch. Mrs. Rice gewann die Geistlichen und Lehrer; zumal katholische Geistliche. Der Erzbischof von New York, der Vorstand der katholischen Sommerschulen und der General Superior des größten amerikanischen Ordens, des Paulinerordens, traten in den Vorstand des Bundes zur Bekämpfung der Geräusche. Frau Rice hielt Vorträge vor vielen tausend Kindern über Schändlichkeit und Schädlichkeit ihres Gelärmes, über die Würde ruhigen, lautlosen Betragens, über die Qual der Kranken in den benachbarten Spitalen. Der kleine Amerikaner scheut nichts mehr als den Vorwurf, kein Gentleman zu sein. Er gelobte, sich ruhiges Verhalten anzuge-

wähnen. Die Kinder gründeten unter einander einen „Jugendzweig des Antilärmvereins“, der vor Allem sich das Ziel setzte, in den „ruhigen Zonen“, also in der Nähe von Schulen und Krankenhäusern, keine lauten Spiele und Sports zu gestatten. Auf Bitten der Kinder übernahm der bei der Jugend, beim ganzen Volk populärste Mann den Vorsitz dieses „Jugendbundes gegen den Lärm“, Samuel Clemens, der auch bei uns allgemein bekannte Marc Twain. In den Tausenden von Briefen, die von Schulkindern an den Vorstand des Antilärmvereins geschrieben wurden, findet man viel Liebenswürdigen, viel Rührendes. Die kleinen Mädchen geloben pathetisch, sich der armen Kranken in den Hospitälern anzunehmen und dafür zu sorgen, daß die Armen nicht mehr unter dem Lärm leiden müssen; die kleinen Knaben melden, daß sie gesehen haben, wie hier oder dort in einer „ruhigen Zone“ ein Trambahnkondukteur Blodensignale gegeben oder ein Schusterjunge gepfeifen hat. Aber sie hätten dem Manne sofort gehörig die Meinung gesagt. Die Kinder, die sich zur Mitgliedschaft am Antilärmbunde meldeten, trugen stolz eine blaue Broche mit dem eingravierten Namen des Vereins.

Als bald richtete man den Angriff gegen eine neue Geräuschart: das überflüssige Schlagen vieler Uhren, das entbehrliche Geläute zahlloser Kirchenglocken. Ruß wirklich die Thurmuhre uns jede Viertelstunde anmelden? Heute, wo doch jeder Vermöge eine Taschenuhr besitzt? Ruß wirklich die Glocke jeden Leihentombak, jede Kindstaupe und Hochzeit einläuten? In Philadelphia wurde in gewissen Distrikten das Glockenläuten ganz abgeschafft. In vielen protestantischen und katholischen Kirchen verpflichtete man sich, das unnütze Schlagen der Thurmuhren abzustellen und alle entbehrliche Verwendung des Häutewerkes zu unterjagen. Dann ging man gegen die Automobil- und Tramwangeräusche vor, gegen den Lärm im Verkehrswesen überhaupt. Auch hierbei handelten die Amerikaner vernünftig. Sie hüteten sich, die maßgebenden Instanzen (wie es in Deutschland so oft geschieht) öffentlich zu beschimpfen. Sie hüteten sich, sie als Attentäter gegen Gesundheit und Glück der Menschen öffentlich herabzumwürdigen. Sie zogen vielmehr die entscheidenden Behörde selber in die Aktion hinein. Der Vorstand des Automobilklubs wurde dem Antilärmverein gewonnen. Er übernahm selbst die Aufgabe, wider die Schäden der Automobiltechnik vorzugehen. Die Trambahndirektoren zeigten sich bereit, in ihren Depots Verhaltensmaßregeln für das Personal aufzuhängen, in denen unnötiger Lärm verboten wurde. Das Gesundheitsamt (dem die Kontrolle des Stadtlebens bei Nacht untersteht, während die Polizeidirektion nur am Tage kompetent ist), erließ eine Reihe von Verböten. So wurde, zum Beispiel, das nächtliche Heulen und Bellen der Hunde (wie es hinter den Hänen von Baustellen jede Nacht zu hören ist) mit Strafe belegt. Der schwierigste Theil dieses großen Kreuzzuges gehört noch der nächsten Zukunft: der Kampf gegen die Klavierenchte, gegen die öffentliche Musik, gegen Grammophon- und Phonographenmißbrauch. Einsichtige Musiker und Musikfreunde werden die Schädlichkeit und Beschmädlichkeit der allgemeinen Musikwuth mitbekämpfen. Die Hauswirthe müssen zu bestimmter Instruktion der Hausbewohnerschaft verpflichtet werden. In Abend- und Nachstunden sollte überhaupt nicht in Wohnräumen musiziert werden. Jeder regelmäßig Spielende soll verpflichtet werden, seine Uebungstunden dem Hauswirth anzugeben, damit sich die Hausbewohnerschaft danach richten kann. In einzelnen Distrikten kann man daran denken, eigene Gebäude für Musiklernende zu errichten; schon Goethe forderte ja, daß die

„pädagogische Provinz“ der Musiker möglichst fern von jeder anderen Provinz errichtet werde. Heute, nach zwei kurzen Jahren des Kampfes, giebt es in Amerika keine bekannte Persönlichkeit, die nicht am Antilärmverein theilhaftig ist, und zwar nicht nur mit jener „wohlwollenden Neutralität“, die bei uns die „großen Thiere“ so sehr ziert, sondern aktiv, mitarbeitend. Die Rektoren der drei großen Universitäten, Columbia-, City- und New York-University gehören zum Bund. Eben so Dean Howells und Watson Gilber, die bekanntesten Schriftsteller. Olcott, William Bennett, bekannte Advokaten, Kirchway, Dean der höchsten Rechtsschule, alle bedeutenden Aerzte sind dem Antilärmverein beigetreten. Der Führer der republikanischen Parteien, Herbert Parsons, gehört ihm eben so an wie der Erzbischof Horley und der Kanzler Mac Croder. Auch die großen Bankiers gehören zu dem Bund.

Wie steht es um die Bekämpfung des Lärmes bei uns? In Wien, Berlin, München? In einem Lande, wo mehr Geist und mehr Seele vor Geräuschen zu beschützen wäre, als Amerika bisher zu beschützen hatte?

Als ich vor zehn Jahren die ersten Essays gegen den Lärm veröffentlichte, kam kein anderer Widerhall zurück als der, daß einige Zeitungen den Protest gegen das Glockenläuten, zumal in Bayern und Oesterreich, als Västörung religiöser Institutionen denunzirten. In meinem Buch „Der Lärm“ versuchte ich, auf breiter physiologischer und psychologischer Grundlage den Wirkungen der verschiedenen Geräusche und der seelischen Wurzel des Lärmtriebes nachzugehen, die bisher in Deutschland geschaffene Legislatur zum Schutze des Gehöres methodisch zu bearbeiten und einige praktische Maßregeln zur Lärmbekämpfung vorzuschlagen. Ich habe freilich, als ich das Buch schrieb, von dem großen „Antilärmkampfe“ in Amerika nur wenig gewußt. Ich wurde erst auf ihn aufmerksam, als amerikanische Zeitungen meine Idee mit Wohlwollen und Verständnis aufgriffen. Hätte ich von dieser Bewegung gewußt, so hätte ich meinem Buch eine praktischere Richtung gegeben. Doch der Stein ist nun ins Rollen gekommen und in Deutschland wird bald Nüchliches in diesem Kampfe zu ersehen sein. Das Wenige, das bisher geschah, beweist zur Genüge, daß die Idee eines Antilärmvereins gesunden Boden hat, daß sie, wie man sagt, „in der Luft liegt“ und leicht populär gemacht werden kann. Aus drei deutschen Städten (Berlin, München und Hannover) haben sich in kurzer Zeit schon Hunderte von Männern und Frauen zur Mitgliedschaft bereit gefunden; einige Redaktionen haben den Plan aufgegriffen und ihre Spalten für Werbeartikel geöffnet. Mit fünfshundert Mitgliedern, deren jedes einen Jahresbeitrag von drei Mark zu zahlen gewillt ist, kann ich den gestern noch belächelten Antilärmverein mit der Devise von clamor, sed amor, als praktische Thatsache bezeichnen. Jetzt verkundet auch, daß sich der Dürerbund unseres Kampfes annehmen will. Musiker und Musikkritiker, Hans Pfitzner, Dr. Paul Marxow, Schriftsteller wie Ferdinand von Schlegel, Alfred von Berger, Dr. Franz Blei haben sich in polemischen Aufsätzen gegen verschiedene Kategorien vermeidbaren Lärmes gewandt. In der „Medizinischen Klinik“ veröffentlichte Dr. S. Kuerbach, Kervenarzt in Frankfurt am Main, einen lehrreichen Aufsatz über Gesundheitsschädigung durch Lärm. Eine soeben erschienene Dissertation von Dr. H. Leuttmüller in Baden-Baden behandelt unter Beibringen reicher Literatur den gegenwärtigen Zustand der Rechtsprechung zum Schutze wider Immission von Geräusch. Ich beabsichtige, aus den wissenschaftlichen Darlegungen meiner Schrift einen populär geschriebenen Auszug zu veranstalten, da die Erfahrung zeigt, daß die Schrift für praktische

Agitation zu schwer, außerdem nicht wohlfeil genug ist, um in breites Publikum zu bringen. Wir hoffen, daß bis Ende 1908 ein deutscher „Verein gegen den Lärm“ sich offiziell konstituieren kann. Und zwar sollen dann sogleich in verschiedenen Städten Ortsgruppen gebildet werden. Die Vorstände dieser Ortsgruppen sollen sich zu einem deutschen Antilärmverein centralisiren. Als Jahresbeitrag sind mindestens drei Mark zu leisten; mit 100 Mark wird für Lebenszeit die ordentliche Mitgliedschaft erworben. Die Beiträge sollen zunächst zur Herausgabe einer periodischen Druckschrift verwendet werden, die den Mitgliedern gratis geliefert, zugleich aber überall käuflich sein wird. Dieses fliegende Blatt wird solche Fälle von Lärmquälerei und Unkultur, die von Ortsvorständen des öffentlichen Interesses für werth befunden sind, zu allgemeiner Kenntniß bringen. Orts- und Centralvorstände werden durch Affkamation aus absolut einwandfreien, dem öffentlichen Leben angehörenden Persönlichkeiten gebildet.

Welche Ziele können wir uns geben? Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Bestimmungen im § 300 2, 11 des Strafgesetzbuches für das Reich und im Bürgerlichen Gesetzbuch die Paragraphen 906 und 907 einen schwachen Rechtsschutz gegen Lärm schon sichern. Hier läßt sich weiterbauen. In einem frankfurter Klagefall hat das Reichsgericht entschieden, daß „ursprünglich auf Grund des Sachenrechtes Jedermann auf seinem eigenen Grund und Boden so viel Lärm verüben konnte, wie ihm beliebt, heute dagegen ein moderneres Rechtsbewußtsein zweifellos einen Schadensersatz für den durch Lärm und Geräusch erlittenen Schaden zu garantiren hat“. Diesem „modernen Rechtsbewußtsein“ wollen wir zum Durchbruch verhelfen. Wenn wir aber nicht sogleich Einfluß auf Polizei- und Strafgesetzgebung erlangen können und das ersehnte Reichsgesetz gegen den Lärm unser fernes Ziel bleibt, so muß man bedenken, daß Vereine wie der unsere allein durch ihr bloßes Dasein schon wirken. Wir sehen den moralischen Effekt an den Thierschutzvereinen. Es ist öffentliches Geheimniß, daß die Mehrzahl aller Fälle von Thierquälerei nicht „gefaßt“ werden kann, weil sie sich öffentlicher Kontrolle entzieht und weil auch keinerlei Rechtsmittel gegen subtile Formen menschlicher Roheit zur Verfügung stehen. Dennoch hat seit dem Bestehen der Thierschutzvereine die Roheit gegen Thiere gewaltig abgenommen. Einfach darum, weil es eine Instanz gibt, bei der solches Delikt angezeigt werden kann. So wird die Thatsache ergiebig wirken, daß in Deutschland eine Stelle ist, von der aus lärmendes Gebahren bekämpft wird. Fälle exorbitanter Rechtsverletzung können mit Namensnennung von uns publizirt werden; mit Namen des Angeklagten wie des Klagenden. Ferner können Gruppenpetitionen bei Anlage störender Betriebe (Trambahndepots, Kesselfabriken, Vergnügungslokalitäten und so weiter) verschickt werden. Wäre aber durch diese Mittel wenig zu erreichen, so hätte der Verein die Möglichkeit der Massenklage. Wenn ein Mitglied des „Vereins zur Abwehr übermäßigen Lärms“ auf Grund der gegebenen Rechtslage kein Recht erhalten kann, dann soll in Fällen von vorbildlichem Interesse der Verein als juristische Person klagen und aus Vereinsmitteln nach Entscheidung der zuständigen Stelle die Prozeßkosten ganz oder zum Theil übernehmen.

Als letztes Mittel bleibt uns das homöopathische Rezept. Wir werden den Teufel durch Beelzebub austreiben. Wir stellen unserem gequälten Mitglied eine große Pauke oder einen Drehorgelspieler für Stunden zur Verfügung. Der Drehorgelspieler wird den Auftrag erhalten, während der Abwesenheit des gequälten

Wohnungsinhabers in den vom Lärm durchtobten Wohnräumen einige Stunden die Dugel zu drehen, bis der Hauswirth sich entschließt, gegen uns Klage zu stellen, oder aber der unverbesserliche Lärmmacher unsere pädagogische Lektion sich zu Herzen nimmt. Wir werden das Selbe erleben, was die Fabel vom dem Briten und dem Dichter erzählt. Der Dichter legte sich in seinem Zimmer eine Jagd an, mit der Begründung, daß er eine „Individualität“ sei und in seinen vier Wänden thun und treiben könne, was ihm beliebt. Darauf machte der über ihm wohnende Brit aus seinem Zimmer ein Schwimmbassin. Der Eine schickte den Anderen mit sickerndem Wasser, der Andere den Einen mit Hagelschüssen, bis sie sich nothgedrungen in dem Versprechen vereinten, künftig Ruhe zu halten. Kommen wir in Hotels, in denen Nacht und Tag gepoltert und geschrien wird, keine Läufer, Teppiche, Doppelthüren, Rouleaux, Jalousien sind, mit Thüren geschlagen, mit Stiefeln geworfen wird, dann beginnen wir um Mitternacht, Arsen zu üben, bis Wirth und Gäste herbeisüßen und sich gegen den Lärmunflug wehren. Dann aber sagen wir, daß es in diesem Hotel unmöglich sei, zu schlafen, und daß wir die ehedem verlorene Nacht zweckmäßig und der Umgebung angemessen verwenden müßten. Mit solchem Vorgehen verrichten wir ein Stück sozialer Erziehungsarbeit. Aus den bisher an uns gelangten Zuschriften war schon Vieles zu lernen. Ein Techniker schickt einen durchdachten Plan zur Verbesserung des Wagenradbaues; ein Architekt entwickelt Pläne über Straßenanlagen mit fensterlosen Häuserfronten; ein Arzt erbietet sich zu Vorträgen über die Hygiene des Gehöres. Aus bestimmten Distrikten wird über ruheloses Teppich- und Bettenklopfen geklagt und polizeiliche Klopfordnung gefordert. Wir erfahren, daß es in bestimmten Städten Thürme mit Glockenspiel giebt, die allständig die Umwohnerschaft mit der gleichen Choralmelodie martern; daß bestimmte Badeorte eine Abnahme der Frequenz in Folge ihrer wachsenden Lautheit zu befürchten haben. Diese Stimmen müssen gehört werden. Es genügt nicht, mit Schopenhauer über Lärm und Geräusch zu schimpfen, mit Carlyle zu wimmern und zu stöhnen; sondern wir werden durch positive Gegenarbeit den Lärm zu vernichten suchen.

Ich bitte deshalb dringend alle Männer und Frauen, die an unserem Kampf Interesse haben, die unter irgendeiner Form von Geräusch zu leiden haben (unter dem Lärm der Straßenbahnwagen und Räder, unter Klavieren, Hähnen, Hunden, Kirchenglocken, Uhren, Teppichklopfen, Bettenklopfen, Fabrikpfeifen, Beischentklopfen, Caféhauskonzerten, Gegehl und so weiter), uns moralisch unterstützen zu wollen. Es genügt, daß sie auf einer Postkarte ihren Namen und ihre Adresse senden. Nothwendig ist, daß in verschiedenen Gegenden Deutschlands Männer und Frauen aus allen Kreisen und Schichten sich für den Kampf gegen den Lärm verwenden und organisiren. Es ist ferner nothwendig, daß wir die Hilfe der vornehmen Presse gewinnen und daß sie autorisirt ist, von uns ausgehende Artikel gegen die Lärmplage überall kostenlos nachzudrucken. Beiträge für Zwecke des Antilärmvereins sind zu richten an die bayerische Filiale der Deutschen Bank, München, Konto Antilärmverein. Beitrittserklärungen, Adressen, Anfragen und Zuschriften an das provisorische Bureau des Antilärmvereins, München, Franz Josefstraße 13, Villa Veritas; Vorstand: Kervennarzt Dr. med. Ludwig; oder an

Dr. Theodor Lessing,
Hannover, Stolzestraße.

Sfanin.*)

Der „Sfanin“ wurde zuerst in der Zeitschrift „Sowriemenni Mir“ veröffentlicht. Als der Roman dann in Buchform erschien, war die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen. Die zweite folgte nach kurzer Zeit; das offizielle Verlagsregister giebt ihren Umfang auf zehntausend Exemplare an. Wenige Wochen später wird sie auf Anordnung der Central-Censurbehörde konfisziert. Das ist für die Wichtigkeit, die man dem Roman beimaß, bezeichnend; gewöhnlich gehen die censorischen Maßnahmen von den Gouvernementsbehörden aus. Aber das Verbot war ein Schlag ins Wasser; bei der Konfiskation in den Buchhandlungen fand man fast kein Exemplar mehr. Auf diese zweite Auflage war sehnsüchtig gewartet worden; man hatte in der Zwischenzeit für gelesene Exemplare dreißig und vierzig Rubel bezahlt; das Publikum verschlang auch diese Auflage in wenigen Tagen.

Arhibaschew gehört seitdem zu den Männern, deren Name unlöslich mit der Geschichte ihrer Zeit verknüpft ist. Durch seine sozialen Wirkungen ist der „Sfanin“ aus der Reihe der Werke, die nur literarisch zu werthen sind, ausgeschieden. Selbst wenn er nicht durch seine künstlerischen Qualitäten zu einer der wichtigsten Erscheinungen in der modernen Literatur Rußlands geworden wäre, hätten ihm doch kulturhistorische Gründe bleibende Bedeutung gegeben. Der wilde sexuelle Krawal, der auf den „Sfanin“ zurückweist, ist oft erörtert worden. Die Organisationen der Sfaninisti, die Propaganda-Bereine der Freien Liebe, die Verbindungen zum ungehinderten Geschlechtsgenuß unter Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, die orgiastischen Klubs, die fälschlich behaupteten, die Weltanschauung des „Sfanin“ zu vertreten, haben nur das Recht der Geschmacklosigkeit und des kräftigen Temperaments für sich; es lohnt nicht, ihrer Existenz durch Erörterungen (selbst absprechender Art) neues Leben zuzuführen.]

Interessanter ist die Feststellung, wie es überhaupt dazu kam, daß ein ganzes Volk für seine Gesamttäußerungen mit einem Mal nur noch erotische Beziehun-

*) Von der jungen russischen Literatur, von der Literatur der Jugend, die nach Tschechow und Gorkij heranwuchs, hat man in Europa bisher wenig gelesen. Ein paar Novellen von Andrejew, ein feines Drama von Dymow; Das war ungefähr Alles. Jetzt sollen (bei Georg Müller in München) die Werke von Arhibaschew erscheinen, von deren russischem Erfolg wir so oft gehört haben; seine Novellen „Millionen“ und „Der Tod des Z von Vanbe“ und sein vielbesprochener, vielgelästeter und vielgerühmter Roman „Sfanin“. Auch in Deutschland wird man ihn lesen und, obwohl die Schilderung intimen russischen Lebens natürlich nicht so wirken kann wie in des Dichters Heimath, als ein merkwürdiges document humain hinnehmen, das die seltsame Stimmung einer im Leben der „Weißheit“ (so sagt man in Rußland) wichtigen Stunde mit starker Kunst wiedergiebt. Die Reaktion gegen den Tolstojismus ist fühlbar; auch, daß die Russen wieder bei Problemen der Sand und Hebbels angelangt sind. Hier wird zunächst ein Bruchstück aus der Vorrede des Herrn Villard gegeben; dann, um den besonderen Ton des Ganzen zu zeigen, ein Kapitel, das darstellt, wie Sfanin seine Schwester Lyda, trotzdem sie von einem Offizier ein Kind im Schoß trägt, seinem Freund Rowikow verloben will. Sexualrevolution; von allen vielleicht die bedeutsamste. Wenn die Fragmente dem Romanleser werben, ist der Zweck erfüllt.

gen finden konnte. Und daß ein einziges Wort genügte, um sie hervorzurufen und mit seinem Namen zu bedeu.

Die einzige Antwort ist: Ein russisches Volk existiert gar nicht. Da leben hundert Millionen Rußhais, die ihr Stückchen Feld bestellen, sich bei Missernten zu Tode hungern oder an Epidemien zu Grunde gehen, vorher mit Vergnügen den Kulak, ihren Dorfwohner, totschlagen würden und außerdem darauf warten, daß einmal die große Landausteilung kommt. Es giebt kein russisches Volk. Wohl aber eine russische Gesellschaft, die den Charakter des nationalen Lebens ausdrückt.

Einst beschränkte sie sich auf den Adel; diese Zeiten sind längst vorbei. Heute umfaßt sie die Schichten der akademisch gebildeten Berufe. Die Repräsentantin des modernen Rußlands ist die studierende Jugend, die Intelligenz. Dieses Wort wurde in Rußland nicht umsonst zu einem soziologischen Begriff; es bezeichnet die Klasse, an die die aktive Entwicklung des Volkes gebunden ist und in der sie sich in politisch-soziale Formen umsetzt. Die russische Intelligenz war Jahrzehnte lang revolutionär; so stand ganz Rußland im Bann der Revolution. In dieser Epoche strömten Weltanschauung, Moral, soziale Energien in dem einen großen Becken zusammen. Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse; so hieß die Lösung. Für das Geschlechtsproblem war damals kein Platz. Die Freie Liebe existierte höchstens als ein Punkt des sozialistischen Programms. Aber auch ein Punkt, von dem man nicht sprach, da man kein Interesse für ihn hatte. Wer in dieser Zeit und in diesen Kreisen wirklich ungetraut mit seiner Frau zusammen lebte, stand auf der höchsten Stufe der Entwicklung; auf den Gedanken, Freiheit in der Liebe zu setzen, kam man nicht. Und die revolutionäre Bewegung, die damals die gesammte Intelligenz umfaßte, hätte über Jeden ihr wütendes Anathema ausgesprochen, der wagen wollte, gegen ihre ganz gewöhnliche, ganz gut bürgerliche Moral zu verstoßen.

Die Revolution ging in Stücke, die revolutionären Parteien zerfielen, lösten sich auf; die Intelligenz zog sich von einer Betätigung zurück, in der es nur, wenn man Glück hatte, ein vergnütztes Ende am Galgen, sonst ein langwieriges und langweiliges Hinvegetieren in Gefängnissen und bei der Zwangsarbeit gab. Doch die aufgepeitschten Erregungen des nationalen Temperaments ließen sich nicht einfach beseitigen. An ein still verlaufendes, gemäßigtes Leben war man nicht gewöhnt; man suchte nach dem „Neuen“. Die Organisationen der Anarchisten haben, noch ehe man an Arzibaschew und seinen Ejanin dachte, den Weg dahin gewiesen. Nachdem der offene revolutionäre Kampf unmöglich geworden war, führten sie die terroristischen Aktionen in das Alltagsleben ein. Man warf Bomben zum Morgenimbis, machte Expropriationen zum Nachmittagsthee und am Abend hing man am Galgen: eine Tageseinkünftteilung, die auf die Dauer auch den kaldbütigsten Menschen in besondere seelische Vibrationen versetzen kann. Solche Vibrationen lösen sich am Leichtesten in geschlechtlichen Reizen aus. Die terroristischen Gruppen der Anarchisten waren die Ersten, in denen die praktische Ausübung der Freien Liebe zur Notwendigkeit wurde. Die Nachrichten hierüber verbreiteten sich bald in den Kreisen der russischen Gesellschaft, in der Intelligenz; aber niemals hätte man diesem Beispiel zu folgen gewagt, wenn nicht in diesem Zeitpunkt das erlösende „Wort“ für die unbewußten Empfindungen gesprochen worden wäre. Im Anfang war das Wort; ist in Rußland noch immer. Und dieses Wort spricht Ejanin aus; und um dieses Wortes willen ist Arzibaschew der charakteristische Vertreter des heutigen Rußland.

Sjanin sieht, daß die revolutionäre Politik keinen persönlichen Nutzen bringt, heute auch nicht einmal einen sozialen Zweck nachweisen kann. Daß für ihn der persönliche Nutzen im sexuellen Genuß liegt, kommt dabei erst in zweiter Linie in Betracht; die Hauptsache ist, daß in diesem Rußland, wo man bisher nur an den Anderen und dessen Nutzen dachte, endlich Einer hinausbricht: „Ich lebe für mich. Ich weise auf unsere Konstitution, die wir nicht haben, und auf sämtliche Konstitutionen der Welt!“

So wurde der Roman zum sozialen Programm und wirkte wie vor ihm nur drei Werke: „Jewgenij Onjegin“, „Väter und Söhne“, „Die Kreuzerjona“. Kaum je sind durch ein Buch in so kurzer Zeit die Anschauungen einer Gesellschaft so von Grund aus verändert zum Ausdruck gebracht worden. Und doch ist der Sjanin zugleich auch das Buch der Reaktion. Die Freudenfeste, die man in seinem Namen beging, waren die Leichenseiern der Revolution. Die einfache Wahrheit der Thatfachen aber hat Wyzibaskew für sich. Sein Roman packte so unwiderstehlich, weil sich Jeder in ihm leben sah. Die Personen sind über den Rahmen der Einzelschicksale hinausgewachsen und zu Typen ihrer Zeit geworden.

Nowikow öffnete selbst Sjanin die Thüre und wurde mürrisch, als er ihn sah. Ihm war Alles peinlich, was in ihm die Erinnerung an Lyda und an all das unbegreiflich Schöne, das in seiner Seele wie eine zerprungene, feine Wase in Trümmern gegangen war, weckte.

Sjanin bemerkte es und trat mit verächtlichem und zärtlichem Lächeln ein. In Nowikows Zimmer herrschte Unordnung. Die Sachen waren durcheinander geworfen, als wenn ein Sturmwind durchgefegt und den Boden mit Papierstücken, Stroh und allerlei Plunder bestreut hätte. Ohne jede Ordnung lagen auf dem Bett, den Stühlen und den ausgezogenen Schuhschalen der Kommode Bücher, Wäsche, Instrumente, Taschen aufgestapelt.

„Wohin?“ fragte Sjanin, der Nowikows Absichten nicht begriff.

Nowikow schob schweigend, ohne ihn anzusehen, ein paar Kleinigkeiten zusammen. „Bruder, ich fahre in die Hungernöth. Ich habe ein Schreiben erhalten.“ Seine Worte waren ungeheißer und er wurde deshalb selbst auf sich zornig.

Sjanin sah ihn, sah die Koffer an, dann wieder ihn und schmunzelte mit einem Mal vergnügt. Nowikow schwieg und packte mechanisch ein paar Stiefel zusammen mit Glasröhren in ein Paket. Es war ihm schmerzlich zu Muth und er fühlte seine volle, trübe Einsamkeit.

„Wenn Du so weiter packen willst, kommst Du sicher ohne Instrumente und ohne Stiefel an.“

„Ah . . .“, sagte Nowikow. Er blickte flüchtig auf. „Laß mich . . . Du siehst, es wird mir nicht leicht.“ Sjanin verstand ihn und schwieg.

Nachdenklich stimmende sommerliche Dämmerung schwamm schon durch das offene Fenster und über dem leichten Laub des Gartens verlösch der dünne, kristallharte Himmel.

„Nach meiner Meinung“, begann Sjanin nach einer Pause, „würdest Du besser thun, Dich mit Lyda zu verheirathen, als weiß der Teufel wohin zu reisen.“

Nowikow drehte sich unnatürlich rasch zu ihm herum und zitterte plötzlich am ganzen Körper. „Ich möchte Dich ersuchen, diese dummen Späße zu unter-

lassen," rief er mit kirrenber Stimme. Der scharfe Laut flog in den nachdenklichen, kühlen Garten hinein und verklang seltsam unter den stillen Bäumen.

„Was gehst Du denn gleich in die Höhe?" fragte Sjanin.

„Höre auf!" Nowikow sprach heiser, seine Augen wurden rund, seine Züge ganz unähnlich den weichen, gutmüthigen, die Sjanin von früher kannte; doch er brach sofort wieder ab.

„Und willst Du behaupten, daß eine Heirath mit Lyda ein Unglück wäre?" fragte Sjanin ruhig weiter, wobei er nur mit den Augenwinkeln lächelte.

„Aufhören!" winzelte Nowikow, schwankte wie ein Betrunkener, stürzte sich dann plötzlich auf Sjanin, ergriff den ungeputzten Stiefel, der neben ihm lag, und schwang ihn wüthend über seinen Kopf.

„Ruhig, Du Teufel," schrie Sjanin zornig und wich unwillkürlich zurück.

Nowikow warf den Stiefel mit Widerwillen von sich und blieb vor Sjanin schwer leuchtend stehen.

„Du wolltest mich mit dem alten Stiefel . . ." Sjanin schüttelte mißbilligend den Kopf. Ihm war es um Nowikow leid; dabei schien ihm Alles lächerlich, was Der that.

„Bist selbst daran schuld . . ." erwiderte Nowikow, der sofort wieder schlaff wurde und sich schämte. Aber zugleich empfand er Vertrauen zu Sjanin. Als wenn Der groß und ruhig wäre, er aber nur ein kleiner Knabe, so wollte er sich an ihn schmiegen und ihm klagen, was ihn bedrückte. Sogar Thränen traten in seine Augen. „Wenn Du wüßtest, wie schwer mir ist," sagte er, und schluckte mit Mund und Kehle, um nicht in Weinen auszusprechen.

„Ja, mein Lieber, ich weiß Alles."

„Nein, Das kannst Du nicht wissen," erwiderte Nowikow, während er sich mechanisch an Sjanins Seite setzte. Ihm erschien sein Zustand so ungeheuerlich, daß Niemand fähig sein konnte, ihn zu verstehen.

„Doch, ich weiß es," sagte Sjanin. „Nun, wenn Du mir nicht glaubst . . . Bei Gott! Wenn Du Dich nicht mehr mit Deinem alten Stiefel auf mich stürzen willst, werde ich sogar den Beweis antreten. Nun, wirst Du nicht?"

„Nein, entschuldige, Wolodja," stammelte Nowikow, beschämt, daß er Sjanin mit dem Vornamen anredete, was er sonst nie that. Sjanin gefiel es gerade und darum wurde in ihm der Wunsch, zu helfen, nur noch stärker.

„Höre, mein Lieber, wir wollen ganz klar sprechen," begann er, wobei er seine Hand auf Nowikows Knie legte. „Du hast Dich doch nur auf die Reise machen wollen, weil Lyda Dich ablaufen ließ, und weiter, weil Du damals bei Sarudin annahmst, daß sie gekommen sei."

Nowikow wurde häßler. Ihm war, als wenn Sjanin eine frische, unerträglich schmerzende Wunde aufreißte.

Sjanin sah ihn an und dachte sich . . . Ach, Du lieber, dummes Viechek, wie thöricht bist Du doch! „Ich werde nicht versuchen, Dich zu versichern," fuhr er fort, „daß Lyda mit Sarudin nichts gehabt hat. Das weiß ich nicht. Ich glaube es nicht." Er sagte es eilig hinzu, weil er den Ausdruck des Schmerzes bemerkte, der wie der Schatten einer vorbeisiegenden Wolke über Nowikows Gesicht huschte.

Nowikow sah ihn mit trüber Ahnung an.

„Ihre Beziehungen sind von so kurzer Dauer gewesen, daß nichts Ernstes

vorgefallen sein kann. Besonders wenn man Lydas Charakter in Betracht zieht. Du kennst doch Lyda."

Vor den Augen Nowikows erstand das Bild Lydas; er sah sie so, wie er sie kannte und liebte; das stolze, schlanke Mädchen, mit den großen, bald zärtlichen, bald fast drohenden Augen, von reiner Kälte wie von einer eisigen Gloriole umstrahlt. Er schloß die Augen; er glaubte Alles, was Sjanin sprach.

„Und wenn es auch wirklich zwischen ihnen so was wie einen gewöhnlichen Promenadenstirt gab, so ist jetzt sicher Alles zu Ende. Und was geht Dich im Grunde die kleine Leidenschaft eines freien Mädchens an, das doch nichts als ihr Glück suchen will? Du wirst sicher, auch ohne lange im Gedächtniß nachzugraben, Duzende solcher Leidenschaften oder wahrscheinlich noch viel schlimmere bei Dir selbst finden.“

Nowikow wandte sich nach ihm um; und das Vertrauen, von dem seine Seele übervoll war, machte seine Augen hell und durchsichtig. In seiner Seele bewegte sich eine zitternde Blüthe leise schwankend hin und her, doch so schwach, so bereit, in jedem Augenblick zu verschwinden, daß er selbst fürchtete, sie mit einem unvorsichtigen Wort oder Gedanken zum Welken zu bringen.

„Weißt Du, wenn ich . . .“ Nowikow sprach nicht zu Ende, weil er gar nicht im Stande war, Das, was in ihm arbeitete, in Worte zu fassen; er sah leise, zarte Thränen der Rührung über sein Leiden und seine tiefe Bewegung in die Kehle steigen.

„Was? . . . Wenn nun . . .“ wiederholte Sjanin feierlich, mit erhobener Stimme und glänzenden Augen. „Ich kann Dir nur Eins sagen: Zwischen Lyda und Sarudin gab es nichts und wird es nichts geben.“

„Ich dachte aber . . .“ Nowikow sah mit Entsetzen, daß er ihm nicht glauben konnte.

„Dummheiten hast Du gedacht? . . .“ Sjanin sprach mit steigender Erregung. „Verstehest Du denn Lyda nicht? . . . Wenn sie bisher schwankte, was war es dann für eine Liebe?“ Nowikow ergriff seine Hand und blickte ihm mit Entzücken auf die Lippen.

Sjanin wurde plötzlich von furchtbarer Wuth und Eitel gepackt. Eine Weile sah er diesem Menschen, den der Gedanke selig machte, daß die Frau, mit der er geschlechtlich verkehren wollte, niemals vor ihm Einem angehöret habe, empört ins Gesicht. Nahe, thierische Eifersucht, hoch und guertig wie eine Reptilie, kroch ihm aus den gutmüthigen Menschenaugen Nowikows, die dabei von aufrichtigem Leid verklärt waren, entgegen.

„Oho!“ rief Sjanin in drohendem Ton; „gut, so will ich es Dir sagen. Lyda war nicht nur in Sarudin verliebt; nein, Bruder, sie hatte auch ein Verhältnis mit ihm; und jetzt trägt sie von ihm ein Kind.“

Klingende Stille griff durchs Zimmer. Mit abwehrendem, doch schwachem Lächeln sah Nowikow Sjanin an; plötzlich begann er, sich die Hände zu reiben. Seine Rippen gerietßen in Bewegung; aber nur ein elendes Wimmern drang hervor und verstarrte sogleich. Sjanin blickte ihm von oben herab in die Augen; in seine Mundwinkel legte sich eine grausame und gefährliche Falte.

„Nun, warum schweigst Du denn?“ fragte er.

Nowikow hob die Augen rasch zu ihm empor, senkte sie aber eben so schnell wieder, schwieg und lächelte weiter; schwach und abwehrend.

„Lyda durchlebt jetzt ein furchtbares Drama.“ Stanin sprach ganz leise, wie zufällig vor sich hin. „Hätte mich nicht der Zufall gerade im richtigen Augenblick zu ihr gebracht, so würde sie schon nicht mehr sein. Und was gestern noch ein prachtvoller Mensch voll Leben war, läge jetzt nackt und Elend erregend, von Krebsen benagt, irgendwo im Schlamm . . . Aber, daß sie nun tot wäre: darum handelt es sich am Wenigsten. Jeder Mensch stirbt. Aber mit ihr wäre zugleich die ungeheure Freude gestorben, die sie in das Leben ihrer Umgebung hineintrug . . . Lyda ist natürlich kein einziger Mensch; doch in ihr zeigt sich das Ganze. Und wenn die weibliche Jugend verschwände, dann wäre es in der Welt still wie in einem Grab. Ja, ich muß sagen, wenn ich sehe, daß man ein schönes, junges Mädchen stumpfsinnig zu Tode hehrt, dann habe ich das dringende Verlangen, den Heger totzuschlagen. Eins über den Schädel . . . So . . . Ja, hör' mal, mein Lieber, mir ist es ganz gleich, ob Du Lyda wirklich heirathest oder ob Du zum Teufel gehst. Ich möchte Dir nur Eins sagen . . . Du Idiot, denke doch: wenn in Deinem Schädel nur ein einziger, gesunder Gedanke hockte, würdest Du Dich dann selbst so quälen, Dich und Andere unglücklich machen, nur weil ein freies, junges Weib sich geirrt hatte, als es sich das Männchen aussuchte? Gerade nach dem Geschlechtsakt ist sie doch erst zu dem freien Menschen geworden und nicht vor ihm. Ich spreche nur zu Dir. Aber Du bist es ja nicht nur allein. Rein: diese Idioten, die das Leben zu einem unerträglichen Gefängniß, ohne Sonnenlicht und Bewegung, machen, zählen ja nach Millionen. Und Du selbst? Wie oft hast Du in Wollust neben einem Frauenzimmer gelegen, hast Dich geil vor Gier gewunden, betrunken und schmutzig wie ein Hund, — Du! Bei Lyda wars Leidenschaft; es war eine Poesie der Schönheit und Kraft; dagegen bei Dir . . . Welches Recht hast Du nun, Dich von ihr wegzuwenden? Du hältst Dich für einen klugen und gebildeten Menschen. Zwischen Eurer Vernunft und dem Verständnis für das Leben sollen angeblich keine Scheidewände sein. Was geht Dich ihre Vergangenheit an! Ist sie dadurch schlechter geworden? Wird sie Dir vielleicht weniger Genuß geben? Wolltest Du ihr nicht selbst die Unschuld nehmen? Rein?“

„Du weißt selbst: Das ist nicht so . . .“ Nowikows Lippen bedten beim Sprechen.

„Nein, gerade so! Und wenn nicht Das: was dann?“

Nowikow schwieg. In seiner Seele war es leer und dunkel geworden; nur, wie ein erleuchtetes Fensterchen in dunklem Feld, glänzte in weiter Ferne das trübselige Glück der Vergabung, des Opfers und des Heroismus auf.

Stanin schaute ihn an und es schien, als fange er seine Gedanken aus allen Bindungen des Gehirnes heraus. „Ich sehe,“ sagte er wieder mit leisem, aber eindringlichen Ton, „daß Du an Selbstaufopferung denkst. Hast für Dich bereits ein Loch zum Durchstreichen herausgefunden. Sehr schön: ich lasse mich zu ihr herab, ich bedeck sie vor der Menge; und so weiter. Und nun wachst Du schon in Deinen Augen wie ein Wurm auf dem Mist. Nein, Du belästigst Dich! Nicht für einen Augenblick hast Du Selbstaufopferung zu üben. Hätten Lyda die Pöden zerfressen, so müßtest Du Dich jetzt vielleicht bis zu einem gewissen Grad anstrengen; aber nach zwei Tagen würdest Du anfangen, ihr das Leben zu bereuen. Dann hättest Du über das Schicksal gejammert und wärest entweder davongelaufen oder Du würdest ihr das Leben ganz gehörig verjagen und Dich verzweifeln

als Opfer fühlten. Jetzt siehst Du wie ein Heiligenbild auf Dich. Warum auch nicht? Mache nur noch ein liebenswürdiges Gesicht: und Jeder wird Dir bestätigen, daß Du ein Heiliger bist. In Wirklichkeit hast Du gar nichts verloren. Was willst Du denn? Lyda hat genau die selben Arme behalten, die selben Beine, die selbe Brust, die selbe Leidenschaft, das selbe starke Leben. Ja, Bruder, es ist doch wirklich ganz wunderbar, all Das zu genießen und dabei noch mit dem Bewußtsein, ein edles Werk zu thun.“

Unter Sjanin's Worten schrumpfte die zährnjährige Selbstbewunderung in Nowikow's Seele zu einem kleinen Klümpchen zusammen und verendete wie ein zerquetschter Baum, der sich daran vollgefressen hatte. In seiner Seele entstand ein neues Gefühl: reiner und aufrichtiger als das erste. Mit traurigem Vorwurf sagte er zu Sjanin: „Du denkst schlimmer von mir, als in Wirklichkeit recht ist. Ich bin gar nicht so stumpfsinnig, wie Du meinst. Vielleicht (ich will's nicht bestreiten) ist in mir auch ein Stück von dem alten Aberglauben, aber . . . sieh: Lyda Petrowna hab' ich lieb. Und wenn ich nur wüßte, daß sie mich liebt, ich würde mich nicht daran stoßen . . .“ Das „daran“ sprach er nur mit Mühe. Die Schwierigkeit, dies eine Wort eben so glatt auszusprechen, die ihm sofort zum Bewußtsein kam, verursachte ihm einen heftigen Schmerz.

Sjanin war plötzlich abgesehlt. Er wurde nachdenklich, ging durch das Zimmer, blieb am Fenster bei dem dämmerigen Garten stehen und redete leise vor sich hin: „Sie ist jetzt unglücklich. Sie ist jetzt nicht in der Stimmung, zu lieben. Und ob sie Dich liebt oder nicht: wer kann es wissen. Ich glaube nur, wenn Du jetzt zu ihr hingingest und . . . daß Du dann für sie zu dem zweiten Menschen in der Welt wirst, der sie nicht für das momentane, zufällige Glück steinigt, sondern . . . Nan, so kann sie . . . Aber man kann nicht wissen . . .“

Nowikow blickte nachdenklich vor sich hin. In ihm mischten sich Trübsal und Freude; beide bildeten in seiner Seele ein klares, wehmüthiges Bild, das einem absterbenden Sommerabend ähnlich war.

„Gehen wir zu ihr! Was auch sein mag: es wird ihr leichter sein, unter all den thierischen Fragen ein paar menschliche Gesichter um sich zu sehen . . . Du bist zur Genüge dumm, mein Freund. Aber selbst in Deiner Dummheit besitzest Du Etwas, das Andere nicht haben. Was soll man thun? Auf diese Dummheit hat die Welt lange genug ihr Glück und ihre Hoffnungen gebaut. Gehen wir!“

Nowikow lächelte ihm schüchtern zu: „Ich will gehen. Aber wird ihr's auch angenehm sein?“

„Daran brauchst Du nicht zu denken.“ Sjanin legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Glaubst Du, daß Du wichtig handelst, dann wird schon Alles von selbst werden.“

„Gut, so gehen wir.“ In der Thür blieb Nowikow noch einmal stehen und blickte Sjanin gerade in die Augen. Mit einer Kraft, die ihm selbst unbekannt war, sagte er: „Weißt Du, wenn es möglich ist, werde ich sie glücklich machen. Natürlich, die Phrase ist banal. Aber ich kann nicht anders ausdrücken, was ich fühle.“

„Das thut nichts, Bruder. Wirklich: ich verstehe Dich.“

Moskau.

Artzibaschew.



Anzeigen.

Galgenlieder. Von Christian Morgenstern. Dritte, ums Doppelte vermehrte Auflage. Mit farbigem Umschlag von Karl Walzer. Berlin, Bruno Cassirer.

Morgenstern geht von der Freude des Sprachvirtuosen am Parodiren von Tonmalereien aus. Sein künstlerisches Mitempfinden an den Stoffen läßt aber nicht zu, daß es bei den parodistischen Reinspielereien immer sein Bewenden habe. Dieses behagliche Nebeneinander des in der Absicht Parodistischen und des ungewollten Ernstes der künstlerischen Durchführung der Verse bildet das große Interesse dieser Gedichte, die für literarische Feinschmecker besonders geeignet sind. Karl Walzer hat dazu einen Umschlag gezeichnet. Eine Probe aus dem Text:

Ein Wiesel
saß auf einem Kiesel
inmitten Bachgeriesel.
Wißt Ihr,
weßhalb?

Das Mondkalb
verrieth es mir
im Stillen:
Das raffinierte Thier
that's um des Reimes willen.
Bruno Cassirer.



„Die rothe Flamme“, bei Georg Müller in München.

Ich habe in dem Band ein paar Geschichten vereinigt, die von „Verlorenen“ handeln, von Huren, Träumern und ähnlichem Gelichter, von Menschen ohne Grundsätze und Ziele. Doch (Verstehen, die etwa einen neuen Aufguß unerer so schönen Verlorenenliteratur befürchten, sei es gesagt) wird Keiner darin bemitleidet, verachtet oder gar gerettet. So hoffe ich, daß mein Buch genießbar ist.

Hermann Wagner.



Cheek, Cheekverkehr, Cheekgejeu. Karl Ernst Voetschel, Leipzig.

Seit dreißig Jahren wünscht man in Deutschland ein Cheekgejeu. Am ersten April 1908 ist der Wunsch erfüllt worden. Ein Gejeu kann aber keinen Cheekverkehr schaffen, kann uns nicht, wie Georg von Siemens es einmal ausdrückte, Einrichtungen geben, die zur Entwicklung des Cheekverkehrs unerlässlich sind. Das muß der privaten Organisation überlassen bleiben. Unter diesen Umständen schien es mir angebracht, in einigen kurzen, gemeinverständlichen Sätzen die Technik des Depositen- und Cheekverkehrs zu schildern, auf die Vortheile, die dieser Verkehr dem Einzelnen und der Allgemeinheit gewährt, hinzuweisen und den Text des Cheekgejeues mit Erläuterungen zu bringen.

Halensee.

Dr. Georg Obst.



Die Bazillenkatze. Marquardt & Co. 2,50 Mark.

Mes enfants sont charmants, sagt die Gule bei La Fontaine. Die Gule, der Vogel der Weisheit. Auch die Weisesten sind von solch rührender Thorheit nicht frei: warum sollte ich, dessen Skizzen höchstens auf Raseweisheit Anspruch machen, mich vor dem Leser in einen Phrasenbidicht verhedden?

Eduard Goldbed.



Münchener Geschäfte.

München hat in diesem Sommer eine sehr schöne Ausstellung. Kunst, Kunstgewerbe und Architektur vereinigen sich da zu einer höchst wirksamen Symphonie. Und wenn das allgemeine Urtheil lautet: „Das bringt keine andere Stadt fertig“, so ist damit den Schöpfern des gelungenen Werkes ein kaum zu überbietendes Lob gespendet. Man sollte meinen, daß eine Stadt, die solcher Kapazitäten Heimath ist, glücklich zu preisen sei. Aber der Münchener Ausstellungspark ist keine Insel der Seligen. Er entstand auf einem Boden, der weithin von Fäulniß verseucht ist. Der Mikroorganismus, der in dem großen Körper nistet, heißt Spekulation und die Krankheit, die er hervorbringt, Grundstückerisis. In der Ausstellung fehlt eine graphische Darstellung vom Blüt und Ende der Münchener Grundstückerispekulation. Von Hoech müßte sie bis zu Klopfer reichen. Der Zusammenbruch der Bankommandite Gebrüder Klopfer, unter der tragischen Mitwirkung von Vysol und Piskol, plachte mitten in den ersten Jubel über das wohlgelungene Werk der Ausstellung hinein. Die beiden Klopfer waren stark in Münchener Terrains engagirt gewesen. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte und das Schlachtfeld besser zu übersehen war, stellte sich aber heraus, daß der Münchener Immobilienmarkt durch die neue Katastrophe nicht allzu heftig berührt werde. Einige Terraingesellschaften legten Werth darauf, ausdrücklich zu erklären, daß sie mit den Klopfern nichts zu thun gehabt haben. Dann kam die (wider Erwarten sehr ruhig verlaufende) Gläubigerversammlung mit der unverbindlichen Ansage einer Dividende von 80 bis 85 Prozent. Später ist diese Quote als übertrieben hoch bezeichnet worden. Klarheit wird erst kommen, wenn der Status der zu liquidirenden Firma von der Treuhändergesellschaft genau geprüft ist. Ob und in welchem Umfang etwa Veruntreuungen vorgekommen sind? Darüber wird man wohl kaum je Sicheres erfahren, da die Geschädigten, aus anzuerkennenden Gründen, ihre Verluste nicht vor der Öffentlichkeit ausbreiten. Und schon wächst leise das erste Gras auf dem Grabe der Bankommandite Gebrüder Klopfer. Das ist gut. Die Toten sollen ruhen; und der Lebende braucht seine Kraft zu produktiveren Zwecken als zum Grübeln über Vergangenes.

Ueber die Beschaffenheit des Münchener Grundstückermarktes rebelt man nicht gern. Sie wurde neulich aber wieder einmal grell beleuchtet, als die Grundstücke der ehemaligen Bergbrauerei an Heilmanns Immobiliengesellschaft verkauft wurden. Was die Lindlbrauerei der Bayerischen Vereinsbank war, Das war die Bergbrauerei der Bayerischen Handelsbank: ein Engagement von höchst zweifelhaftem Werth und mindestens ein Schönheitsfehler in der Bilanz. Im vorigen Jahr beschloß die Vereinigung Münchener Brauereien die Erhöhung des Bierpreises, an der die Bergbrauerei sich nicht betheiligte. Das war ein geschickter Schachzug; denn die Vereinigung erwarb schnell den Brauereibetrieb der Bergbrauerei und verfügte dann die Auflösung. Die auf dem Restkomplex ruhenden Hypotheken der Bayerischen Handelsbank wurden aus den Mitteln der Bankabtheilung des Institutes heimbezahlt (es handelte sich also lediglich um eine Umbuchung) und auf das Engagement bei der Bergbrauerei ungefähr 470 000 Mark abgeschrieben. Das war der offizielle Verlust, den die Bayerische Handelsbank erlitten hatte; und im letzten Geschäftsbericht wurde die Erwartung ausgesprochen, daß „bei der nun ermöglichten langjamem und allmählichen Liquidation über die genannte Abschreibung hinaus sich

keine weiteren Verluste mehr ergeben würden.“ Hat sich diese Hoffnung erfüllt? Nach den Bedingungen, unter denen sich die Transaktion mit der Heilmann-Gesellschaft vollzogen hat, kann man die Frage kaum bejahen. Die Herren der Handelsbank mögen Das wohl auch gefühlt haben, denn die Verkaufsbedingungen sind erst ein paar Wochen nach der Mittheilung der Thatsache veröffentlicht worden. Der Kaufpreis für die Grundstücke wurde auf 1,26 Millionen festgesetzt und der Heilmann-Gesellschaft auf zehn Jahre gestundet; zinsfrei. Die Mietserträge der übernommenen Objekte fielen der Heilmann-Gesellschaft zu. Gelingt es ihr, die Grundstücke zu verkaufen, so bekommt die Bayerische Handelsbank ein Drittel des Reingewinnes. Fraglich bleibt, ob die Objekte mit einem nennenswerthen Nutzen verkauft werden können und ob die Abstoßung auch nur eines Theiles des Komplexes innerhalb der nächsten zehn Jahre möglich wird. Jedenfalls muß die Bayerische Handelsbank zunächst einmal damit rechnen, daß sie auf die Dauer von zehn Jahren für ein Kapital von 1,26 Millionen (abgesehen von den ihr entgehenden Miete-einnahmen) die Zinsen verliert. Der Verlust an dem Bergbrauerei-Engagement ist also nicht auf die zuerst abgekehrten 470 000 Mark beschränkt geblieben. Daß die Bank sich zu solchen Konzessionen an den Käufer verstehen mußte, ist ein Beweis nicht nur für die schlechte Lage des Münchener Immobilienmarktes, sondern mehr noch für die pessimistische Beurtheilung der Situation durch die Vertreter der Bayerischen Handelsbank. Im Rechenschaftsbericht für 1907 las man anders. Da hieß es: „Die in unserem letzten Bericht konstatirten Zeichen einer beginnenden Besserung unserer lokalen Immobilienverhältnisse scheinen nicht getrogen zu haben“; auch war von einer „Besserung der allgemeinen Lage“ die Rede. Baron Pechman, der sonst so vorichtige und diplomatische Chefmeister der Bayerischen Handelsbank, scheint in dem von ihm redigirten Bericht dem allgemeinen Wunsch, endlich einmal wieder etwas Ermutigendes über den Münchener Terrainmarkt zu hören, ziemlich weit, vielleicht zu weit entgegengekommen zu sein.

In diesem Jahresbericht war aber noch eine Stelle, die für die zweite Seite des mit der Heilmann-Gesellschaft gemachten Geschäftes von Bedeutung ist. Die Bayerische Handelsbank hat die Grundstücke der Bergbrauerei abgestoßen, weil sie nicht erwartete, sie in absehbarer Zeit verkaufen zu können. Gilt nun diese Erwägung nicht für die Käuferin der Immobilien? Hat sie bessere Aussicht, die Objekte loszuwerden? Das ist kaum anzunehmen, da die Schwierigkeiten eines Verkaufes aus der allgemeinen Situation stammen und von der Terraingesellschaft nicht leichter zu überwinden sind als von der Bank. Die Heilmann-Gesellschaft muß also besondere Gründe für den Erwerb des Grundstückskomplexes gehabt haben. Das Motiv ist klar erkennbar. Die Heilmänner wollten neues Betriebskapital haben, um bauen zu können; und die Bayerische Handelsbank wollte ein Darlehen nur geben, wenn die Immobiliengesellschaft ihr die Anwesen der Bergbrauerei abnahm. Ein glattes Gegengeschäft, bei dem allerdings die Bank nicht den Löwenanteil davongetragen hat. Eine *societas leonina* zu Gunsten der Terraingesellschaft. Und eine Illustration zu einer (als Fußnote gebrachten) Darlegung im Geschäftsbericht der Handelsbank, die sich mit den Klagen über die Zurückhaltung der Hypothekendarlehen bei Münchener Beleihungen beschäftigt. Das Institut verwahrt sich gegen die Behauptung, die Hypothekendarlehen seien die „natürlichen Feinde jeder gemeinnützigen Bauhätigkeit“. Die Bayerische Handelsbank wollte durch die Hingabe eines zu 4½ Prozent verzins-

lichen Darlehens von 1,20 Millionen an die Heilmann-Gesellschaft den Beweis liefern, daß sie die Bauthätigkeit zu fördern wünscht; denn das während der nächsten zwei Jahre in Maten zu zahlende Kapital soll dazu dienen, Terrains zu bebauen, um sie verkaufsfähig zu machen. Nehmen wir also an, daß die Aversseite des Geschäftes so „gemeinnützig“ aussieht und daß die Heilmann-Gesellschaft bei der Ausnahme des Darlehens nicht an die bevorstehende Nothwendigkeit der Heimzahlung älterer Hypotheken gedacht hat, so bleibt zur Charakteristik der münchener Grundstücksverhältnisse immer noch genug übrig. Seit langer Zeit war die erste größere Beleihung, die zwischen einer bayerischen Pfandbriefbank und einer münchener Terraingesellschaft abgeschlossen wurde; und aus dieser Transaktion kann man günstige Schlüsse auf die allgemeine Situation nicht ziehen. Ob die Handelsbank der Heilmann-Gesellschaft das Darlehen auch gegeben hätte, wenn sie durch die Bergbauerei nicht in Verlegenheit gebracht worden wäre? Hypotheken auf Bauplätze und noch nicht rentable Neubauten meidet man, wenns geht; und die Handelsbank hätte gewiß nicht ohne Noth die 10 Millionen, die ihre Bilanz von 1907 an solchen Beleihungen aufwies, um weitere 1/4 Million vermehrt. Heilmanns Immobiliengesellschaft hat kein schlechtes Geschäft gemacht. Vielleicht verwendet sie den größten Theil des neuen Geldes wirklich zum Bauen und vielleicht kann sie dann von ihren Grundstücken in Vogenhausen und Nymphenburg ein paar verkaufen. Während der sieben Jahre war ihr Terrainabsatz nicht sehr groß und der Gewinnvortrag von 3,10 Millionen (Dividenden werden nicht mehr vertheilt, die jeweiligen Ueberschüsse vielmehr auf neue Rechnung vorgetragen) kommt zum Haupttheil aus älteren Erträgen. Die „Sterilität“ ist an den Aktien dieser Gesellschaft nicht spurlos vorübergegangen. Von ihrem höchsten Kurs haben sie bis heute 200 Prozent eingebüßt (sie werden jetzt zu 121 notirt). Weh Dem, der sich durch die einst eifrig genährten Hoffnungen (einzelne Bankiers haben darin wirklich Großes geleistet) verleiten ließ, Heilmannaktien zu 300 oder noch mehr zu kaufen! An die Berliner Börse wurde das Papier vor etwa drei Jahren zu 183 Prozent gebracht. Den Trauernden, deren Zahl auch hier nicht gering war, blieb ein Trost: der größte Theil des nach Berlin gebrachten Aktienmaterials ist wieder über die blauweiße Grenze zurückgeströmt. Wenn die Heilmann-Gesellschaft den buchmäßigen Werth ihrer Terrains auf rund 11 Millionen schätzt (die Aktiv- und Passivhypotheken kann man gegen einander aufrechnen), so weiß Niemand zu sagen, wie diese Schätzung sich zu den wirklichen Preisen von heute verhält. Ist sie höher oder niedriger? Das ist die Frage, von deren Beantwortung wiederum die richtige Bemessung des Aktienkurses abhängt. Skeptiker sagen, das Papier sei kaum seinen heutigen Kurs werth; Andere schätzen es höher ein. So lange keine Grundstücke verkauft werden, hat die Terrainaktie überhaupt nur einen Liebhaberwerth. Diese Erfahrung machen aber meist erst die späteren Besitzer. Die Gründer und vielleicht auch noch die nächste Aktionärschicht bringen gewöhnlich Etwas mit nach Haus. So ist dem Kommerzienrath Heilmann gegangen, den man heute nur noch mit gemischten Gefühlen im Gremium der Verwaltung der nach ihm genannten Immobiliengesellschaft sieht. Der Privatbesitz Heilmanns ist viel zu groß, als daß man von ihm eine Zurücksetzung seiner persönlichen Interessen hinter das Wohl und Weh der Aktionäre erwarten könnte. Die Grundbesitzverwaltung, die den privaten Immobilienbesitz Jakobs Heilmann umfaßt, kostet sehr viel Geld. Und wenn auch einzelne Objekte

dabei sind, die Etrwas tragen, so ist doch beträchtliches Kapital nöthig, um die Besitzungen (ein Schloß, mehrere Rittergüter, zwei Sanatorien, dazu Felder, Wiesen und Wald) nicht verfallen zu lassen. Als Heilmann vor Jahresfrist einen Theil seiner Marthal-Terrains an die Immobilien- und Baugesellschaft in München verkaufte und sich dafür Vorzugsaktien dieser Gesellschaft geben ließ, konnte man sich eines gewissen Staunens über die Transaktion nicht erwehren. Cui bono? Schließlich war Heilmanns Absicht wohl nur, eine reformatio in melius vorzunehmen: schwer zu veräußernden Grundbesitz in leichter verkäufliche Aktien zu verwandeln. So darf man wenigstens vermuten. Ob es ihm gelungen ist, auf diesem Wege Geld zu verdienen? Darüber liegt der Schleier des Geheimnisses.

In einer zunächst auf Kunst- und Sinnengenuß abgestimmten Atmosphäre, wie sie die liebenswerthe Harteibenz durchbringt und umgiebt, sind Unternehmungen, die über den Alltag hinausragen, selten. Das Auge bleibt deshalb leicht an einzelnen Vorgängen haften, die sonst der Beachtung kaum werth gehalten würden. Da fällt der etwas verspätete Johann Friede einzelner Bankinstitute auf, der sie in Beziehungen zu allen möglichen kleineren Firmen in der Provinz bringt. Seit drei Jahren ist in Bayern eine Zusammenschlußbewegung en miniature entstanden. Die Bayerische Handelsbank stürzt sich mit Todesverachtung in das Filialenney. Im Jahr 1908 hat sie nicht weniger als fünf Privatbankfirmen und eine Aktienbank (die Kreditbank in Rosenheim) übernommen. Solche Expansion, die wohl in der Hauptsache aus Rücksicht auf den Absatz der Pfandbriefe zu erklären ist, kann natürlich nicht zur Erhöhung des Sicherheitskoeffizienten im Betrieb der Banken beitragen. Je mehr Provinzen die Unterschrift der Bank haben, desto mehr wächst das Risiko für das Institut; auch wenn die Leiter der Filialen lauter Engel sind. Arbeitet der Bankier für eigene Rechnung, als selbständiger Inhaber seines Geschäftes, so pflegt er vorsichtiger zu sein als ein angestellter Direktor oder Prokurist. Gewiß giebt es auch Leute, die auf einem bezahlten Posten ängstlicher sind als im eigenen Haus; aber die meisten machen sich wegen fremden Geldes nicht solche Kopfschmerzen wie wegen des eigenen. Deshalb sollte man die bayerischen Institute im Allgemeinen und die Bayerische Handelsbank im Besonderen recht laut zu Gebuld mahnen. Einß wars anders. Da wollte keine Bank aus ihrem Bau heraus; und nun soll auf einmal im Schnellzugstempo vorwärts gehen. Die Furcht, daß die berliner Großbanken im Auffammeln der letzten Reste von Privatfirmen hinter sein könnten, scheint nicht begründet. Diese Banken sind saturirt und haben wohl keine allzu weit gehenden Ambitionen mehr; sicher streben sie nicht nach Niederlassungen in Gunglshausen, Münchberg oder Windelheim. Und schließlich ist ja nicht nöthig, auch auf diesem Gebiet jede berliner Mode mitzumachen. Wenn man jetzt auf das ganze Zusammenschlußtreiben zurücksieht: wem hat's genügt? Wenn man die paar bekannten Fälle ausnimmt, nur den Vermittlern, die sich die fette Provision verdient haben. Die Herren von der großen, der riesengroßen und aus tausend Trompeten bejubelten Kombination Dresden-Schoaffhausen könnten darüber Einiges erzählen. Jedenfalls brauchen die Bajuvaren sich jetzt mit dem Aufsaugen nicht mehr zu beeilen. Wo Südbayern Erfolg einheimen kann, habe ich hier schon gesagt; in der Ausbeutung der Wasserkraft. Da liegen die Wurzeln einer neuen Großindustrie; nun kommt's darauf an, sie bald zum Treiben zu bringen. Adon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher, Amt VI:

No. 7513 Direktion.

" 7514 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7515

" 7516

" 7517

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: ULR 244.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI**

OPEL Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Allen die sich matt und elend fühlen,


nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie, Berlin SW. 48.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung
SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.**Terrains. Baustellen. Parzellierungen.**

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fehmännische Bearbeitung.



Alle Welt trägt 
Salamander-Stiefel.

Zu haben in den meisten Großstädten.

Salamander

Schuhges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstr. 182. — Stuttgart.

M. 12⁵⁰

Berliner-Theater-Anzeigen

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 18., Sonnabend, den 19., Sonntag,
den 20., Montag, d. 21., Dienstag, den 22./9. 8 U.

Die blaue Maus.

Sonntag, den 20./9. Die blaue Maus.
Nachm. 3 U.
Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 18. und
Montag, d. 21./9. 8 U. **Egmont.**
Sonnabend, den 19./9. 8 U. Premiere

Grossmama

Sonntag, d. 20./9. 8 U. Im weissen Rössl

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 18. Sonnabend, den 19., Sonntag,
den 20. Montag, d. 21., Dienstag, den 22./9. 8 U.

Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Eise Berna.
Fritz Grünbaum.
Carl Nagelmüller.
Käthe Erholz.
Claire Waldoff usw.

Töchterpensionat Biebrich a. Rh.

Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt.
Wahlfreie Kurse. Pension 100 M. monatlich.
Prospekte durch die Vorsteherin.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Musik im Hause.

Das seelen- und gemütvollste aller Haus-
instrumente:

HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mk. an.
Illustrierte Prachtkataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis m. Notenheft v. 270 Stück. nur 30 M.)
mit dem jedermann ohne Notenkenntnis
sodort 4stimmig Harmonium spielen kann.

Neben erschien d. 3. Auflage von

Das Kamasutram
des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).
A. d. Sanskrit übs. v. R. Schmidt.
500 Seit. br. 12 M. Geb. 14 M.

Dasselbe **Liehaber-Ausgabe** nur in
25 Expl. gedr. 20 M. Perfor. 30 M.

Inhalt: I. Eigenes Ich. II. Die 4 Liebesgattungen. III. Der
Verkehr u. Mädchen. IV. Die verbotnen Freize. V. Die Kunst
Frauen. VI. Die Geliebten. VII. Die Geliebten.

Liebe und Ehe in Indien.
Von Rich. Schmidt. 571 Seit. 10 M. Geb.
11¹/₂ M. Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Landsluterstr. 2.

Sanatorium Felicienquell

Obernigk bei Breslau

für Nervenleidende u. chron. Kranke. Pension für Rekonvaleszenten und
Erholungsbedürftige. (Geistesranke ausgeschlossen). Unter spezieller
ärztlicher Leitung. Prospekte frei. Vorzügliche Verpflegung. Telefon 5.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Gebrüder-
Herrnfeld-

Theater.
Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.
57 Kommandantenstr. 37

Allabendlich
Das kommt davon!
mit dem Vorspiel: „Es lebe das
Nachtleben!“ Komödie in 3 Akten
von Anton und Donat Herrnfeld.

Kleines Theater.

Freitag, den 18., Sonnabend, den 19., Sonntag,
den 20., Montag, d. 21., Dienstag, d. 22. 9. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, d. 20./9. Nachm. 3 U. **Mandragola.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel

**Meyer's Grosses
Konversations-Lexikon**

8. Auflage. 20 Bände. 280 Mk.
Ein unentbehrlich Nachschlagewerk
des allgemeinen Wissens,
wird komplett und franco gegen
5 Mark Monatsrate geliefert.
Probheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W 35 b, Steglitzerstr. 55.



Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

21/22 **Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.**
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Schockethal bei
Cassel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angel.
u. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Berliner Eis-Palast

Lutherstr. 22/24

Permanente Eisbahn

2000 qm Lauffläche

Grosses Konzert

Vornehme Restaurationsräume

Eintrittspreise: bis 6 Uhr

Nachm. 75 Pfg., nach 6 Uhr 1.— Mk.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadellos!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne nach den letzten Neuheiten von
Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.
gefragt zu haben. In allen besseren Spiel-
waren-Geschäften erhältlich.

Manuskripte

von Romanen, Novellen, Dramen, Gedichten
übernimmt renommierter Verlag zu äusserst
günstigen Bedingungen. Off. unter Z. G. 800
an Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.

Stottern

heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
C. Buchholz,
Hannover 2. **Bismarckstr. 14**



SAALECKER WERKSTÄTTEN

Filiale Berlin W 10, Viktoriastrasse 23

Bauten — Gärten — Möbel

von Prof. Schultze-Naumburg

Ständige Ausstellung

Freier Eintritt



nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Haar-Ausfall

und Schuppen beseitigt prompt und sicher der seit Jahrzehnten erprobte u. stets bewährte Haar-Nährstoff. $\frac{1}{2}$ Fl. 2 M., $\frac{1}{2}$ Fl. (500 gr) 4 M.
Glänzende Atteste aus allen Kreisen!

Georg Kühne Nachfl., Dresden A.-Z.

Chemisches Laboratorium. Gegründet 1881.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Dilüt; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; betagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell.**

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
mit perichol. Urteil u. arztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, 8910 a. B. H. No. 73.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franco
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Kuzlikplatz 5.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürft. Beschränkte Krankenanzahl.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 63. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—59. III. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisangabe etc. zum
Freie von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Berliner Tageblatt

Mit seinen wertvollen 6 Beiblättern

Sieben Montag:
Der Zeitgeist

Sieben Mittwoch:
Technische Rundschau

Sieben Donnerstag:
Der Weltspiegel

Sieben Freitag:
ULK

Sieben Sonnabend:
Haus Hof Garten

Sieben Sonntag:
Der Weltspiegel

Monatlich 2 Mark

147000 Abonnenten

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Oline Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium-
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Eastwän. v.**ALKOHOL**

BEI GICHT, RHEUMAT, ISCHIAS, EXSUDATE

BAD PISTYAN

Besonders für Herbstkuren empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau
Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H
Berlin SW., Friedrichstr. 73.Fahrkarten-Ausgabe der Königl.
ungarischen Staatsbahnen.**Eisbärftelle**sind nicht besser, aber
teurer als meine chemisch
gereinigten, geruchlosen,
blendendweissen oder silbergrauen **Heidschnuckenfelle**. Marke „Eisbär“, 3 & 8 Mk.,
Vorlagen 6 u. 7 Mk. Gr. 1 qm. Prosp. mit zahl-
reich. Anerk., auch über Füssstücke, Schlitten- u.
Wagendecken & Heidschnuckenfellen gratis.
**W. Heino, Lünzmühle 72
b. Seaneverdingen (Lüneburger Heide).****Sind Sie****nervös**so verlangen Sie sofort durch Post-
karte unseren Prospekt. Derselbe
kostet nichts, kann Ihnen aber ein
guter Ratgeber sein.Vereinigte Chem. Laboratorien
Apoth. JOH. SCHMIDT,
südt. apoth. Nahrungsmittel-Fabrik
Kötzschenbroda - Dresden.**Fort mit der Feder!**Schreibst Du mit Feder noch so gut,
kannst besser schreiben die **Liliput**.

Die neuen

LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 25.—

Modell A. Preis M. 38.—

Modell Duplex Preis M. 48.—

1 Jahr Garantie.

Auf Wunsch lief. wir unsere Liliput-Schreib-
maschinen ohne Kaufzwang zur Probe.
Zahlungsvereinfachungen gestattet.Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine
Weichgummitypen. Alle Arten von Ver-
vielfältigung. Geeignet für alle Sprachen
durch einfache Auswechslung der Typen-
räder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht.
Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme
i. billig. Preislage. Glänzend Anerkennung.
Prospekte u. Schriftproben kostenlos von**Deutsche Kleinmaschinen - Werke**
m. b. H.

München 21, Lindwurmstr. 123-131.

Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II.
Raum 158 und öffentliches Schreibbureau
neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.
(10 Liliput in Betrieb)

Wiederverkäufer überall gesucht.

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Mollendorfsplatz 7.

Soeben erschienen:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmern in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel, Polstermöbel, Dekorationen.

Ausstellungshallen am
Zoologischen Garten

Deutsche Schiffbau-Ausstellung

Berlin 1908

Juni bis Oktober
Täglich von 10-10 Uhr geöffnet.

Journalisten-Hochschule Berlin W 35.

Beginn des Winter-Semesters 16. Oktober.
Prospekte gratis. Das Sekretariat.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausener. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der kosische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nic3a und Erlurt
Mahnd. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein
Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
perna lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
a D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige
Harrabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te} B.
Bund. Kirchenvalter Strindberg. Der
Ententeich.

Jeder Band 8°. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eheschliessungen England

Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brook & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau, T. 22.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenz-Zustände,
Diätetische, Brunn- u. Einathlungskuren.
Für Erholungssuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Möckernstrasse 118.



Vom Weinmarkt
völlig unabhängig!
ist seit Jahrzehnten das Champagnerhaus
Moët & Chandon
durch die Größe u. Bedeutung seines
Weinbergbesitzes.

Die in eigener Bewirtschaftung und
mustergültiger Pflege befindlichen
Weinberge umfassen einen Flächen-
raum von über 3000 preuß. Morgen
in den besten Lagen der Champagne.

Hierdurch ist das Haus
Moët & Chandon
in der Lage, fast durchweg
Eigengewächse

an den Markt zu bringen, welche bei
billigsten Preisen bezüglich Qualität
jeder Concurrenz die Spitze bieten.

Beliebteste Marken:

White Star Brut Imperial
„sec“ „extra sec“